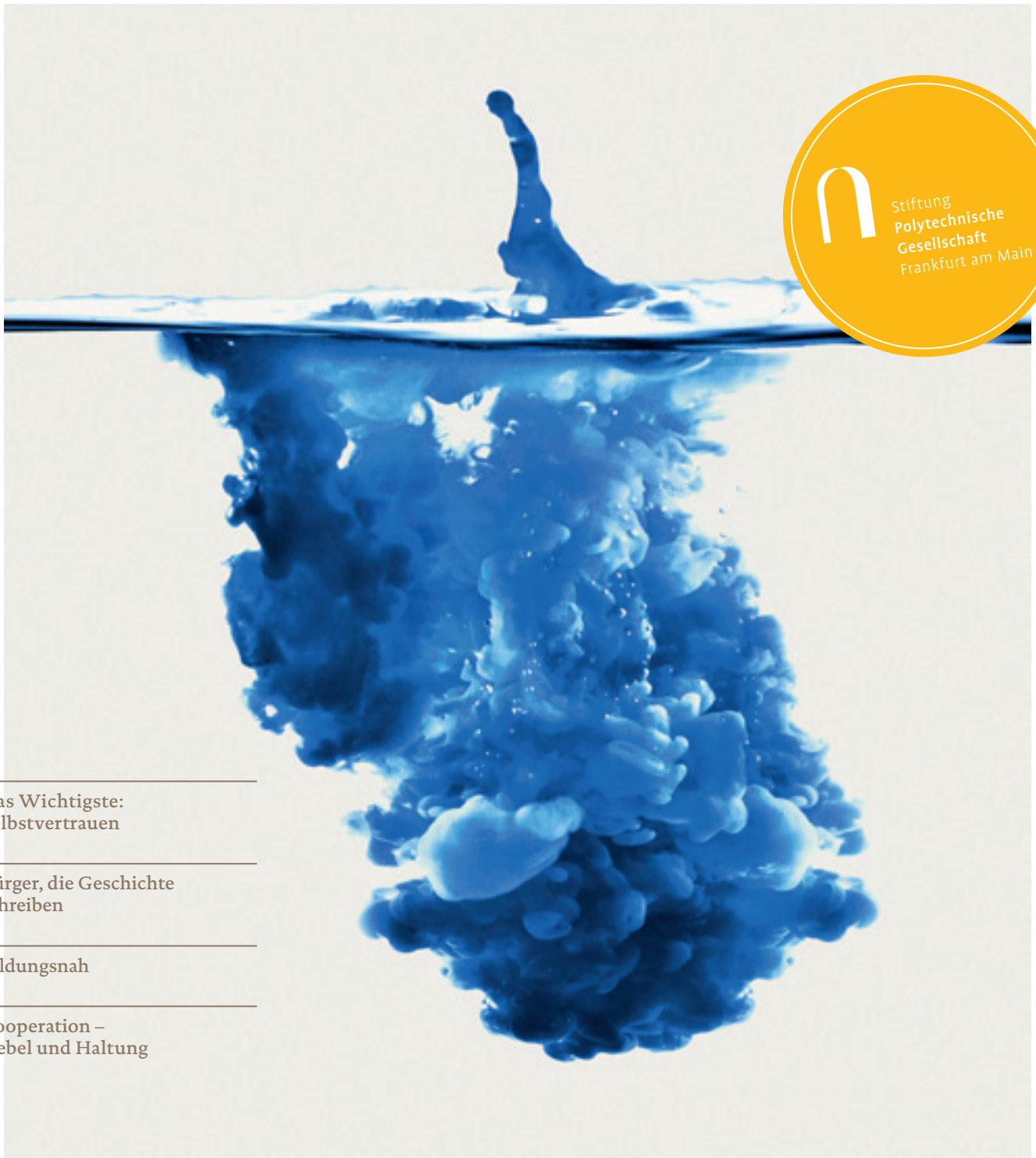

WIRKUNGEN

EIN BERICHT DER STIFTUNG POLYTECHNISCHE GESELLSCHAFT FRANKFURT AM MAIN



Das Wichtigste:
Selbstvertrauen

Bürger, die Geschichte
schreiben

Bildungsnah

Kooperation –
Hebel und Haltung

WIRKEN UND BEWIRKEN

Was ist seit der Errichtung der Stiftung Polytechnische Gesellschaft entstanden? Was sind die Wirkungen des jungen Aufbauwerks? Eine Einführung

Am 24.11.2005 erhielt die am 14.10.2005 von der Polytechnischen Gesellschaft errichtete Stiftung Polytechnische Gesellschaft durch den Regierungspräsidenten Darmstadt ihre Anerkennung als rechtsfähige Stiftung bürgerlichen Rechts. Damit konnte diese ihre Tätigkeit aufnehmen. Die Stiftung ist also im Jahr 2010 fünf Jahre alt geworden. Das ist gewiss für eine Stiftung eine sehr kurze Zeit, zumal Stiftungen grundsätzlich für die Ewigkeit gemacht sind. Gerade in Frankfurt, der Stadt mit mehreren sehr alten Stiftungen, weiß man das. Und dennoch ist das fünfjährige Bestehen ein kleines Jubiläum – und damit auch ein Anlass, ergänzend zum Jahresbericht 2010 über die Tätigkeit der Stiftung den Versuch zu unternehmen, die *Wirkung* der Stiftungsarbeit gesondert zum Thema zu machen; also einen Blick darauf zu werfen, was in dieser immer noch recht kurzen Zeit entstanden ist und welche Wirkungen das junge Aufbauwerk zeitigt.

»Ein Stiftungsprojekt hat immer auch Bezug zu umfassenderen Themen.«

Stiftungen sind unabhängige Impulsgeber. Sie sind keine Flächenversorger. Sie haben das Recht, partikular vorzugehen, sich also aus der Fülle der anstehenden gesellschaftlichen Aufgaben einige besonders wichtige herauszugreifen und diese konzentriert anzugehen. Das bedeutet aber gerade, dass sie diese partikularen und besonders wichti-

gen Probleme zum einen richtig treffen und zum anderen auch wirkungsvoll bearbeiten müssen. Impulse geben – das ist leicht gesagt. Im Falle von Modellprojekten bedeutet dies zunächst einmal, die direkt geförderte Zielgruppe richtig auszuwählen und ihr in der Förderung so nützlich wie möglich zu sein. Es bedeutet ferner, im Laufe der Förderung zu lernen – einmal »handwerklich«, mit Blick auf die unmittelbare praktische Durchführung (gerade Pilotprojekte brauchen sorgfältige Betreuung und kritische Überprüfung, um sich zu verbessern und zur Modellreife zu gelangen); dann aber auch mit Blick auf mögliche Verbreitung und auf denkbare gesellschaftliche Ableitungen und Schlüsse, die aus einem Projekt zu ziehen sind. Ein Stiftungsprojekt hat in diesem Sinne immer auch Bezug zu umfassenderen Themen, zu denen es im Idealfall neuartige, praxiserprobte Aspekte, vielleicht gar Lösungsbeiträge, beisteuert. Insofern ist Stiftungsarbeit oft vielschichtig. Sie soll auf verschiedenen Ebenen Lösungsbeiträge erbringen, vom unmittelbaren Nutzen bei der Förderung Einzelner (im Falle personenbezogener Förderung) bis hin zu gesellschaftlichen Einsichten.

Wirkungen kann man unterschiedlich prüfen. Vieles lässt sich quantitativ messen, anderes kann nur qualitativ erfasst werden. Sprachliche Zuwächse etwa sind zahlenmäßig zu erfassen; auch die Teilnahme von bildungsungewohnten Familien am öffentlichen Bildungsangebot kann quantitativ gemessen werden. Die Hebelwirkung von Kooperationen bei der Verbreitung von Projekten

»Wir haben verschiedene Möglichkeiten der Darstellung von Wirkungen genutzt: quantitative, qualitative und illustrierende.«

ist messbar. Manche Wirkungen sind eher qualitativ zu erfassen, zum Beispiel im Falle eines jungen Stadtteilbotschafters, der über Jahre einen moderierten Dialog mit Senioren in seinem Stadtteil pflegt, weil ihm der Kontakt zur älteren Generation so wichtig ist: Wie entwickelt sich der junge Mann als Persönlichkeit? Wie schafft er in seinem Umfeld Optimismus? Und inwiefern gibt das Stipendienprogramm, das ihn gefördert hat, eine moderne Antwort auf die sich verändernde Ehrenamtsszenarie? Das sind qualitative Fragen.

In der vorliegenden Publikation haben wir verschiedene Möglichkeiten der Darstellung von Wirkungen genutzt: quantitative, qualitative, auch illustrierende. Wissenschaftliche Evaluationen werden zitiert, Experten kommen zu Wort, Geförderte werden porträtiert. In der Gesamtschau entsteht so ein Bild der Wirkungen, die unsere Stiftungsarbeit unter den besonderen Rahmenbedingungen, die sie einfassen, in den letzten fünf Jahren entfalten konnte.

Welches sind die Rahmenbedingungen der Stiftung Polytechnische Gesellschaft? Als unabhängiger Akteur in der Stadtgesellschaft ist die Stiftung mit ihren drei Themenfeldern (Bildung, Wissenschaft, Technik; Kunst, Kultur und Pflege des kulturellen Erbes; Soziales, Humanitäres, Karitatives) angetreten. Impulse zu geben zur Weiterentwicklung Frankfurts auf den Gebieten, auf denen die Stiftung satzungsgemäß tätig sein kann, ist die Aufgabe. Dabei sollte eine eigene Handschrift entwickelt werden, Arbeitsmethoden, an denen die

Stiftung zu erkennen sein und mit deren Hilfe greifbare Wirkung erzielt werden sollte. Die Stiftung ist zwar jung, aber sie entstammt einer Tradition, der polytechnischen Idee, die ihre Stifterin, die Polytechnische Gesellschaft, seit über 190 Jahren prägt. Sie ist gekennzeichnet durch das Bildungsideal der Ausprägung vielfältiger Fähigkeiten, die Verbindung von Theorie und praktischer Arbeit sowie die Maxime der gesellschaftlichen Nützlichkeit. Dieses Erbe der Aufklärung erwies sich für die junge Stiftung als Glücksfall. Denn alle modernen Bildungsdebatten sind im Kern bereits in der damaligen Zeit geführt worden. An ein Denken anzuschließen, das Bildung und Verantwortung in sein Zentrum stellt, war und ist für die noch junge Stiftung ein willkommenes Arbeitsprogramm. Es ist in sechs Fähigkeiten gefasst worden, deren Förderung sich die Stiftung zur Aufgabe gemacht hat: die Bindungsfähigkeit in der Familie, die Sprachfähigkeit, das ästhetische Ausdrucksvermögen, der technische Erfindergeist, der wissenschaftliche Forschergeist und die Bürgerkompetenz. Die Stiftung setzt mit ihrer Projektarbeit an der Bildungs- und Verantwortungsbioografie an, und sie sucht gezielt die Punkte, in denen sich drängende Defizite bündeln, zu deren Behebung oder Minderung sie modellhaft und wirksam Beiträge leisten kann. Die Kombination aus eigener operativer Projektaktivität und der Förderung Dritter hat sich dabei als hilfreich erwiesen. Insbesondere aber durch die operativen Projekte hat die Stiftung ein Profil entwickeln und eigenes Erfahrungswissen generieren können.

Auf diesen Grundlagen ist eine überschaubare Anzahl von Leitprojekten aufgebaut worden, die den Kern der inhaltlichen Stiftungsarbeit bilden. Dies sind unter anderem der »DeutschSommer« für Grundschulkinder mit verbesserungswürdigen Deutschkenntnissen, das »Diesterweg-Stipendium für Kinder und ihre Eltern«, die »Junior-Ingenieur-Akademie« zur Hinführung von Schülern zu Technik und Naturwissenschaften, die »Samstagschule für begabte Handwerker« als Beitrag zur beruflichen Bildung, das »MainCampus-Stipendiatenwerk« für den wissenschaftlichen Spitzennachwuchs, die »StadtteilHistoriker« zur Förderung des kulturellen Erbes und des Geschichtsbewusstseins in der Stadtgesellschaft, im sozialen Bereich das Präventionsprojekt »Willkommenstage in der frühen Elternzeit« sowie das Ehrenamtsstipendium »StadtteilBotschafter« und die »BürgerAkademie« für die Impulsgeber des Ehrenamts. Es ist Absicht, dass jedes dieser Projekte einer der sechs polytechnischen Fähigkeiten (s.o.) zugeordnet ist.

Eine Mehrspartenstiftung wie die Stiftung Polytechnische Gesellschaft muss eine gewisse Vielseitigkeit mit kompakter Arbeit verbinden, wenn sie sich nicht verzetteln will. Deshalb gilt eine besondere Aufmerksamkeit dem Aufbau von Projektketten, das heißt der sinnvollen Verknüpfung von Projekten. Projektketten – also die biografische und thematische Verbindung von Projekten – bieten Vorteile: Sie schaffen gegenseitigen Nutzen, tragen zur systematischen, tiefgehenden und dauerhaften Wirkung bei, können auch von Kooperationspartnern modular genutzt werden und verhelfen der Stiftung zu Expertenwissen. Die Stiftung hat auf folgenden Gebieten derartige Ketten aufgebaut: Sprach- und Persönlichkeitsbildung, Hinführung zu Naturwissenschaften und Technik, Hinführung zu Musik und Kunst, Verantwortung in der Bürgerstadt.

Inzwischen gibt es über die Projektketten hinaus Querverbindungen zwischen den Projekten: StadtteilBotschafter und »MainCampus«-Stipendiaten helfen beim »Diesterweg-Stipendium« mit und bieten eigene Veranstaltungen für die Familien an; »Diesterweg«-Familien wiederum präsentieren den »DeutschSommer« in schulischen Informationsveranstaltungen vor noch unentschlossenen Eltern; BürgerAkademiker treten in

einer Zukunftswerkstatt der »MainCampus«-Stipendiaten zum Thema Frankfurt als Referenten auf; »MainCampus«-Stipendiaten führen die Teilnehmer des »Sommerstipendiums für die besten Deutschschüler aus Frankfurts Partnerstädten« über den neuen Campus Westend der Goethe-Universität und werben für den Studienstandort Frankfurt; Stipendiaten aus den verschiedenen Programmen der Stiftung arbeiten gemeinsam an der Idee eines Jugend-Netzwerks. In diesen Verbindungen zeigt sich die Dichte, die die Stiftungsarbeit durch die Verknüpfung von Projektketten und die Fokussierung auf einen lokalen Standort – Frankfurt – erreichen kann.

Außerdem sucht die Stiftung systematisch die Kooperation mit geeigneten Partnern. Denn Kooperation kann Hebelwirkung erzeugen. Sie kann der Verankerung, der Verbreitung und der Verbesserung der Projekte dienen. In Kooperationen lernt man dazu. Man bündelt verschiedene Fähigkeiten und auch Netzwerke zum Nutzen des gemeinsamen Vorhabens. Man verleiht einer Idee dadurch eine besondere Durchschlagskraft. Alle operativen Projekte der Stiftung sind Kooperationsprojekte. Die größte Allianz von Partnern hat sich beim »DeutschSommer« zusammengeschlossen. Über dreißig Partner arbeiten in Frankfurt und im Rhein-Main-Gebiet rund um dieses Projekt zusammen.

So weit also einige grundlegende Charakteristika der Arbeit der Stiftung Polytechnische Gesellschaft, die gewissermaßen den Rahmen unserer Tätigkeit bilden.

Auf den folgenden Seiten kommen andere zu Wort, um über die Wirkung der Stiftungsarbeit hinsichtlich ihrer Inhalte und Arbeitsmethoden zu berichten.

Wirken und bewirken – beides ist wichtig. Hier geht es um das, was bewirkt wird. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre und freuen uns auf Ihre Reaktion.

Der Vorstand

Dr. Roland Kaehlbrandt Johann-Peter Krommer

Frankfurt am Main, im Mai 2011

DIE STIFTUNG IN DER STADT

In den Stadtteilen Frankfurts aktiv sein – ein Ziel der
Stiftung Polytechnische Gesellschaft

Förderprojekte

MainCampus

Samstagsschule

StadtteilBotschafter

StadtteilHistoriker

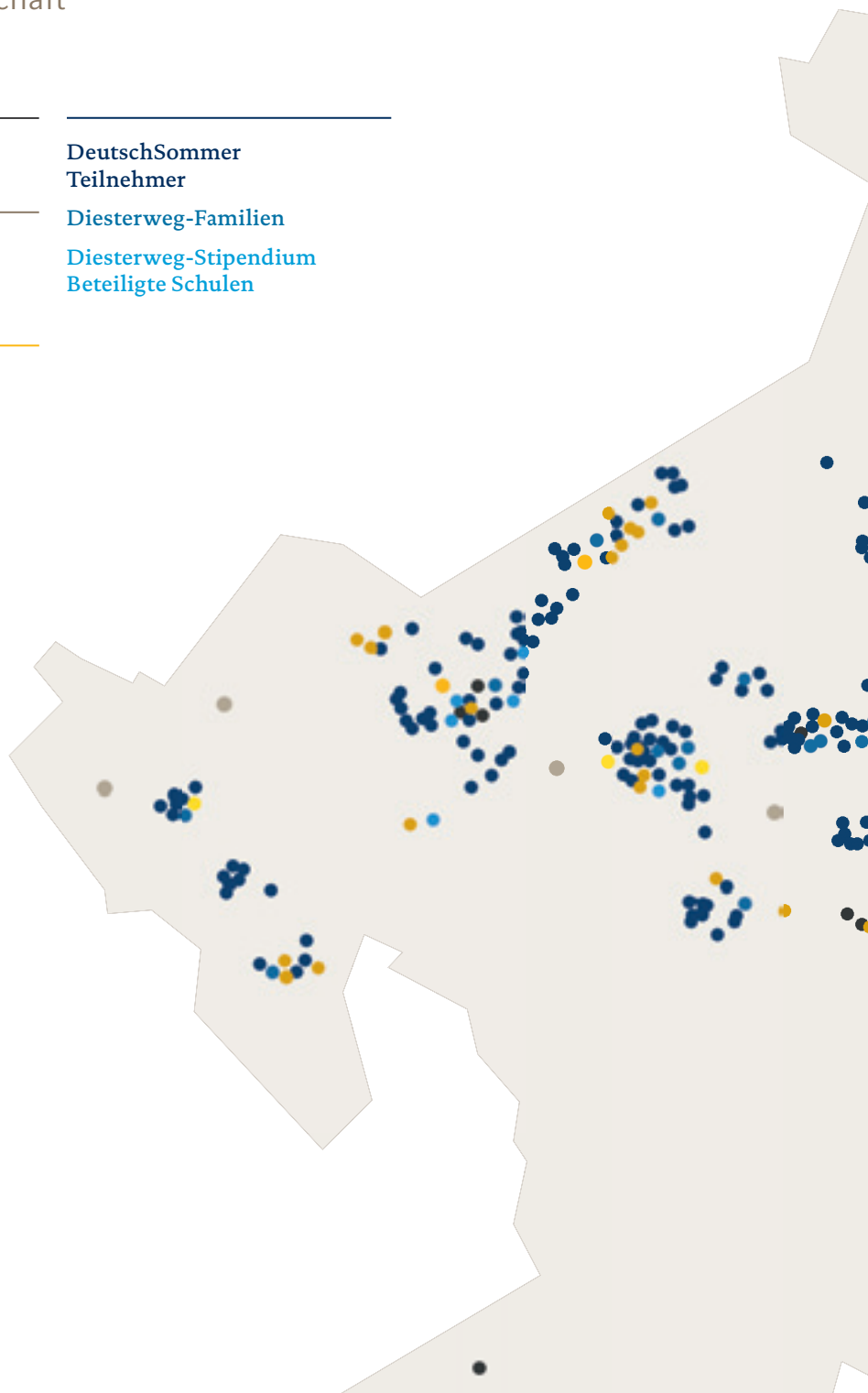
BürgerAkademiker

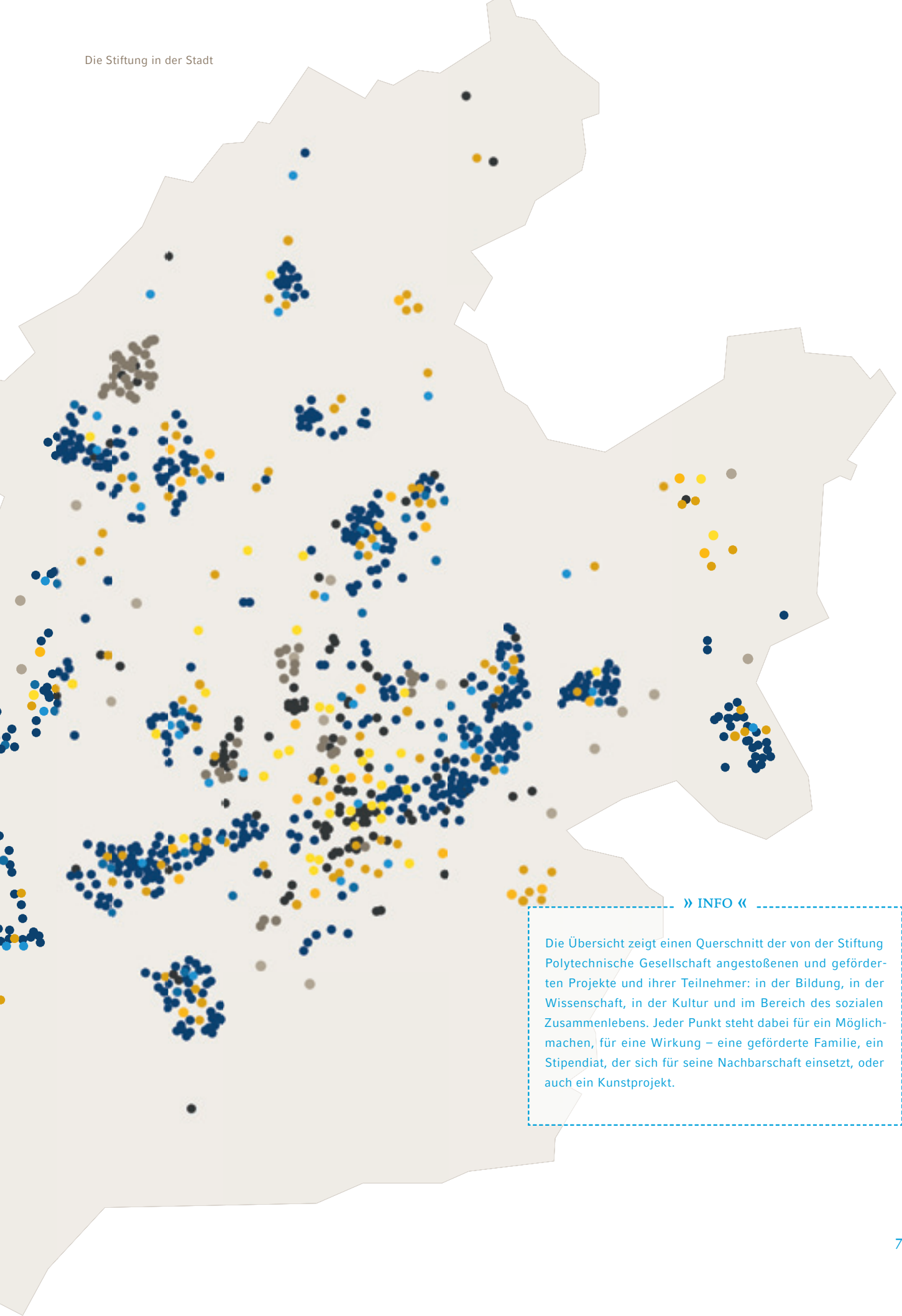
DeutschSommer
Teilnehmer

Diesterweg-Familien

Diesterweg-Stipendium

Beteiligte Schulen





» INFO «

Die Übersicht zeigt einen Querschnitt der von der Stiftung Polytechnische Gesellschaft angestoßenen und geförderten Projekte und ihrer Teilnehmer: in der Bildung, in der Wissenschaft, in der Kultur und im Bereich des sozialen Zusammenlebens. Jeder Punkt steht dabei für ein Möglichmachen, für eine Wirkung – eine geförderte Familie, ein Stipendiat, der sich für seine Nachbarschaft einsetzt, oder auch ein Kunstprojekt.

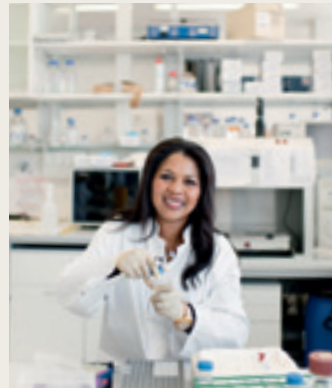
INHALT

- 10 DER NUTZEN VON PROJEKTKETTEN**
Welchen Mehrwert bringt das Arbeiten in Zusammenhängen?
- 15 DAS WICHTIGSTE: SELBSTVERTRAUEN**
Wie kann man Schwellenfamilien erreichen?
- 20 BÜRGER, DIE GESCHICHTE SCHREIBEN**
Wie machen StadtteilHistoriker Vergangenes wieder gegenwärtig?
- 26 BILDUNGSNAH**
Wie kann man die Motivation der Familien für die Bildung nutzen?
- 32 DIE RICHTIGE MISCHUNG**
Was bringt der »DeutschSommer« Schülern und Schulen?
- 38 JUNGES ENGAGEMENT IM STADTTEIL**
Was können StadtteilBotschafter bewegen, und wie verändern sie sich selbst dabei?
- 46 KOOPERATION – HEBEL UND HALTUNG**
Wie wichtig sind Kooperationen für die Wirkung sozialer Investitionen?
- 49 DIE AUSBILDUNG HAT MICH GEFORMT**
Wie ergänzt die »Samstagsschule« die Ausbildung junger Spitzenhandwerker?
- 52 ICH BIN ES GEWOHNT, DASS MEIN WEG NICHT EINFACH IST**
Was bringt das »MainCampus«-Stipendium jungen Wissenschaftlern?
- 61 FORTSCHRITT FÖRDERN, BEWÄHRTES BEWAHREN**
Was bewirkt die Förderung Dritter? Zwei Beispiele
- 64 PERSONENVERZEICHNIS**
- 66 IMPRESSUM**

15



52



38



20



26

**» WIR FÖRDERN
DIE KINDER AUF IHREM
BILDUNGSWEG UND
NEHMEN DIE ELTERN MIT.«**

Gisela von Auer, Projektleiterin »Diesterweg-Stipendium
für Kinder und ihre Eltern«

49



61



32



DER NUTZEN VON PROJEKTKETTEN

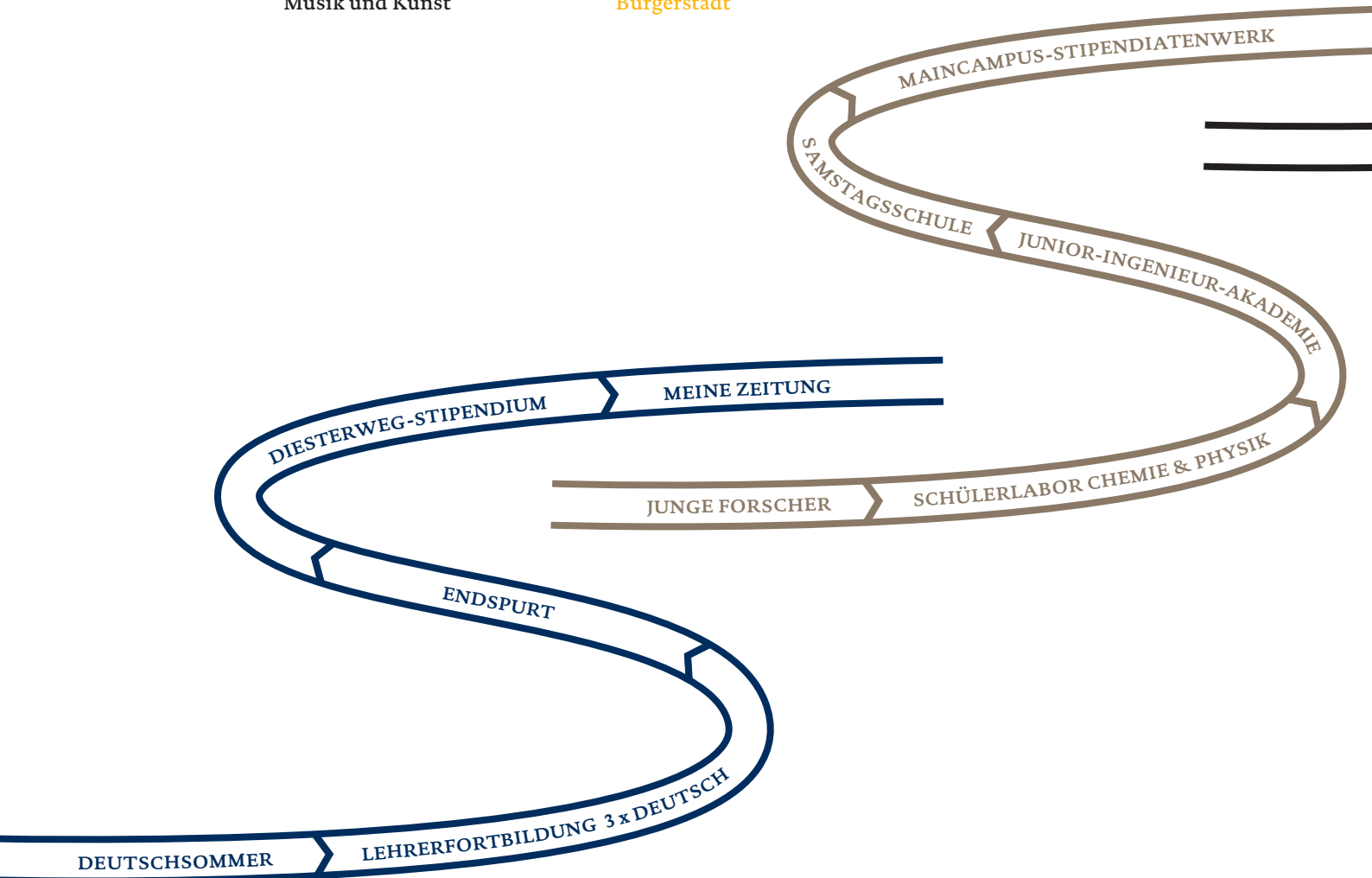
Vielfalt mit rotem Faden: Miteinander verbundene Stiftungsprojekte

Sprach- und
Persönlichkeitsbildung

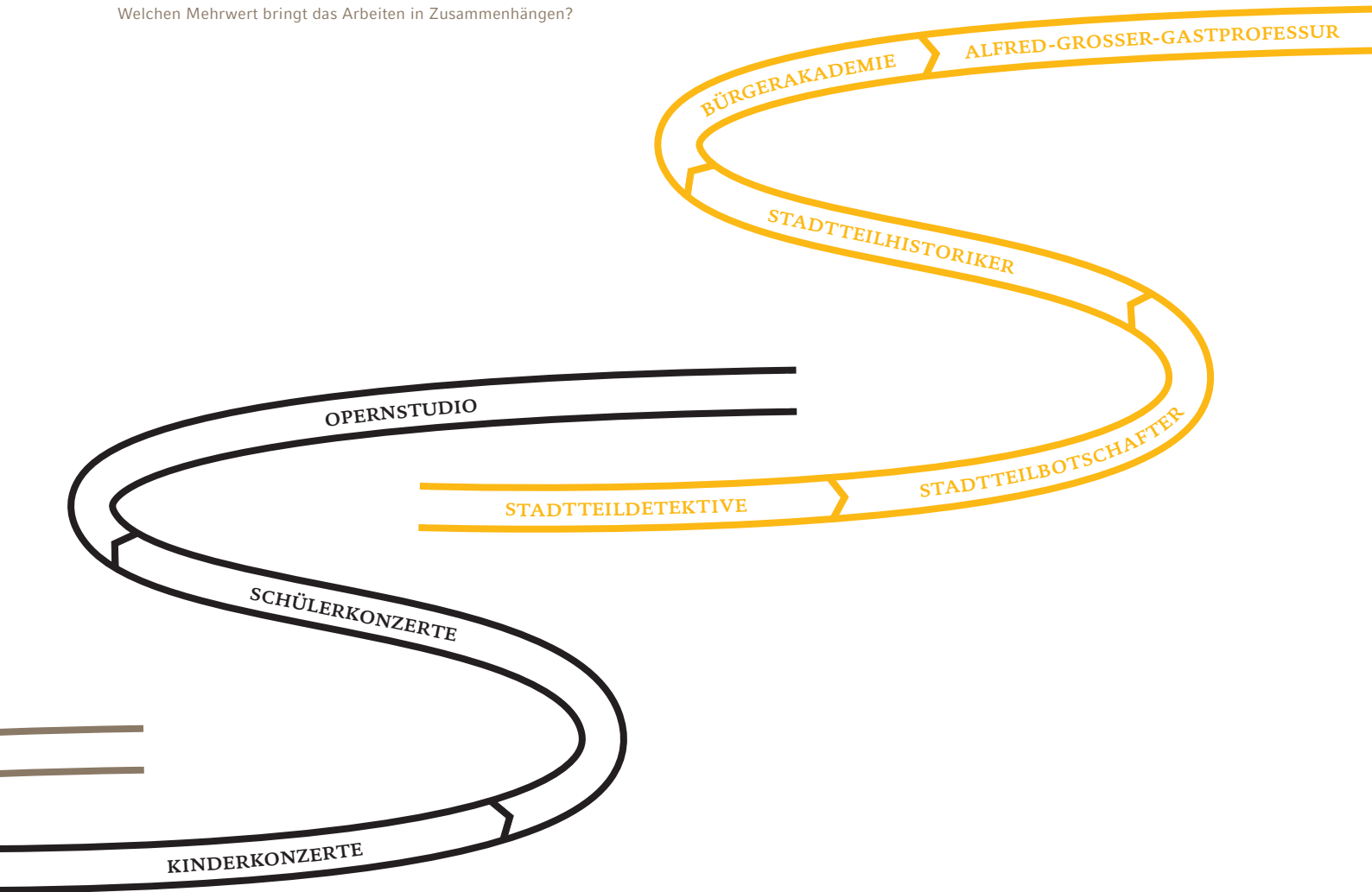
Hinführung zu Naturwissen-
schaften und Technik

Hinführung zu
Musik und Kunst

Verantwortung in der
Bürgerstadt



Welchen Mehrwert bringt das Arbeiten in Zusammenhängen?



Viele Stiftungen arbeiten nicht monothematisch, sondern sind in mehreren Themenfeldern tätig. Das ist in der täglichen Praxis nicht immer einfach zu handhaben: Die Vielfalt der Zwecke kann zu einer Überdehnung der Projektarbeit führen. Da bietet sich eine eher kompakte Arbeit an: also in Gruppen von Projekten, die einen inneren Zusammenhang aufweisen – thematisch, methodisch oder auch biografisch. Solche »Projektketten« sind geeignet, um in einer größeren Zahl von Projekten aktiv zu sein und zugleich den Überblick zu bewahren, Nutzen zu entfalten und anwendbares Wissen zu gewinnen. Sie schaffen darüber hinaus

jenen inneren Zusammenhang der Arbeit, bei dem sich die geförderten oder selbst entwickelten Projekte gegenseitig nutzen.

In mittlerweile vier Projektketten hat die Stiftung Polytechnische Gesellschaft ihre aufeinander aufbauenden und miteinander verzahnten Programme aufeinander abgestimmt. Sie folgt damit einem Leitsatz des französischen Philosophen Blaise Pascal: »Vielfalt ohne Einheit ist Beliebigkeit.«

PROJEKTKETTEN – IN ZUSAMMENHÄNGEN ARBEITEN

Ein Beitrag von Prof. Dr. Georg von Schnurbein,
Centre for Philanthropy Studies, Universität Basel

Stiftungen sehen sich immer vor die Herausforderung gestellt, den vorgegebenen Stiftungszweck mit den verfügbaren Mitteln bestmöglich umzusetzen. Dabei ist es keine neue Erkenntnis, dass der Stiftungszweck meist größere Ziele umfasst, als mit den verfügbaren Mitteln realisiert werden könnten. Durch die Tendenz, im Guten großzügig zu sein, werden viele Stiftungen zu breit angelegter Förderung und zu vielen kleinen Aktivitäten verführt. Die Umsetzung des Stiftungszwecks wird vielfach als flächendeckende Abdeckung jedes Wortes missverstanden. Im Ergebnis beschränkt sich die Wirkung der Stiftungsleistung auf den einzelnen Destinatär, der Beitrag zur gesamtgesellschaftlichen Entwicklung verpufft jedoch meist.

Aus betriebswirtschaftlicher Perspektive bedeutet Wertschöpfung, die gegebenen Ressourcen in Prozessen zu einem höherwertigen Ergebnis zusammenzuführen. Geht es bei Unternehmen um wirtschaftlichen Ertrag, so lässt sich Wertschöpfung bei Stiftungen auf soziale, ökologische oder kulturelle Ziele übertragen. In jedem Stiftungszweck sind implizit oder explizit die Wertvorstellungen der Stifter enthalten. Die erfolgreiche Umsetzung dieser Wertorientierung in den Stiftungsaktivitäten führt zu einer Wertschöpfung.

Die konzeptionelle Logik der Wertschöpfung sind Prozessketten, das Grundmodell wurde von Michael Porter 1985 in seinem Buch »Competitive Advantage« entwickelt. Die Wertschöpfungskette zeichnet den Weg der Produktion einer Leistung nach und zeigt auf, welche Prozesse wie ineinan-

dergreifen und wie ein effizienter Ablauf gewährleistet werden kann. Auch in der Logistik spricht man bei der Gestaltung der Beschaffungswege von Lieferketten. Die abgestimmte Bestellung, Sortierung und Verfrachtung von Ressourcen und Vorprodukten entlang einzelner Stationen ermöglicht erst eine zeitnahe Produktion und damit eine gesteigerte Wertschöpfung.

Die Konzeption von Ketten lässt sich auch auf die Aktivitäten von Stiftungen übertragen und als strategisches Planungsmodell einsetzen. Stiftungen gewinnen Kompetenz, Einfluss und Schubkraft, wenn sie verknüpfte und abgestimmte Projekte planen und fördern. Dadurch entsteht nicht nur ein gesellschaftlicher Mehrwert, sondern die Stiftung selbst kann wirksamer arbeiten.

Der gesellschaftliche Mehrwert ergibt sich aus der konzentrierten und kontinuierlichen Förderung einer Projektkette, was sich am Beispiel der Stiftung Polytechnische Gesellschaft verdeutlichen lässt: Durch mehrere Projekte fördert sie die Sprach- und Persönlichkeitsbildung von Kindern und Jugendlichen in Frankfurt. Die einzelnen Projekte wie »DeutschSommer«, »Endspurt« oder »Diesterweg-Stipendium« stehen in engem Zusammenhang zueinander und bauen teilweise aufeinander auf. Die Projektkette ermöglicht die Förderung eines Kindes über mehrere Jahre hinweg, ohne dass Leistungsanreize verloren gehen oder Automatismen entstehen. Wie bei einer betriebswirtschaftlichen Wertschöpfungskette gibt es primäre und unterstützende Maßnahmen. Neben der Förde-

»Die Konzeption von Ketten lässt sich auch auf die Aktivitäten von Stiftungen übertragen und als strategisches Planungsmodell einsetzen.«

rung der Kinder selbst erhalten die beteiligten Lehrer eine Fortbildung, und in den fortgesetzten Förderprojekten werden auch die Eltern beziehungsweise die Familie in die Förderung mit einbezogen.

Im Vergleich zu traditionellen Stipendienprogrammen bietet die Projektkette im genannten Beispiel eine systematische Weiterentwicklung der Förderleistung. Statt über einen längeren Zeitraum hinweg die gleiche Förderung zu erhalten, werden die Stipendiaten immer wieder angeregt, eine weitere Stufe zu nehmen und damit die eigene Entwicklung aktiv zu erleben. Gerade bei der lokalen Konzentration auf Frankfurt verstärkt sich die Wirkung der einzelnen Projekte durch die Verknüpfung untereinander.

Neben der inhaltlichen Stringenz der Förderarbeit führen Projektketten zudem zu effizienteren Abläufen in der Stiftung selbst. Jeder Projektförderung geht ein aufwendiger und langwieriger Bewerbungs- und Auswahlprozess voraus. Die Prüfung und Bewertung von Anträgen bindet viele Ressourcen in den Umsetzungs- und Entscheidungsgremien der Stiftung. Durch Projektketten können in diesem Bereich deutliche Synergieeffekte erzielt werden. Schließlich kann man sich beim Auswahlverfahren in den Folgeprojekten auf die Erkenntnisse und Erfahrungen des ersten Projekts stützen.

Selbst in der Projektgestaltung ermöglichen Projektketten eine wirksamere Vorgehensweise.

Sprechen die Projekte verschiedene Zielgruppen an, dann können einzelne Module mehrfach verwendet werden, und die Projektentwicklung wird kürzer und billiger. Projektketten verringern auch die Gefahr von ressourcenaufwendigen Eintagsfliegen. Wenn mehrere Projekte aufeinander abgestimmt werden, kann generalistischer und vernetzter gedacht und gearbeitet werden. Dadurch erhöhen sich die allgemeine Anwendbarkeit und die Übertragungsmöglichkeit der einzelnen Projekte.

Ketten lassen sich auf vielfältige Art und Weise einsetzen, als Bindeglieder, zur Kraftübertragung, als Hebelmittel oder als Werkzeuge. Stiftungen können im übertragenen Sinn ebenfalls diese Eigenschaften entfalten, wenn sie ihre Aktivitäten fokussieren und kohärent aufeinander abstimmen. Projektketten können dabei chronologisch einzelne Menschen in ihrer Entwicklung begleiten, Fachthemen von der Forschung bis zur Umsetzung begleiten oder die Anwendung einer Methode in verschiedenen Gesellschaftsbereichen vorantreiben. Wesentlich sind in jedem Fall die strategische Planung eines systematischen Aufbaus sowie die Ermittlung von Synergien zwischen den einzelnen Projekten.

Die Wertschöpfung von Projektketten kommt also nicht nur der Stiftung zugute, die ihre Aktivitäten lokal fokussiert ausrichtet und dabei hohe Fachkompetenz entwickelt, sondern wirkt sich vor allem bei den Destinatären aus, die eine kontinuierliche und langfristige Förderung erhalten.



DAS WICHTIGSTE: SELBSTVERTRAUEN

Wie ein neuer präventiver Ansatz Schwellenfamilien erreicht. Ein Erfahrungsbericht von Melanie Weimer, Diplom-Pädagogin

»Was bewirken die »Willkommenstage in der frühen Elternzeit?« – das ist eine gute Frage. Sonst werde ich in meiner Eigenschaft als Projektleiterin immer gefragt, was wir denn tun in diesem Projekt, welche Ziele wir haben, was wir anbieten. Wir Pädagogen sind gut darin, Bedarfslagen möglichst detailliert zu identifizieren und darauf abgestimmte Maßnahmen zu entwickeln. Nicht immer wird die Ergebniskontrolle mit der gleichen Sorgfalt betrieben. Dass bei den »Willkommenstagen« die pädagogische Professionalität von Expertinnen für Familienbildung und die ökonomische Präzision einer Stiftung mit einem hohen Qualitätsanspruch zusammentreffen, erlebe ich als großen Gewinn für beide Seiten – und immer wieder auch als gegenseitige Herausforderung. Bereits der Pilotdurchgang der »Willkommenstage« wurde aufwendig und gründlich durch das Sigmund-Freud-Institut evaluiert und von Prof. Dr. Gerald Hüther wissenschaftlich begleitet. Inzwischen stecken wir mitten in den beiden neuen Durchgängen der zweiten Projektphase – ein guter Zeitpunkt, den Blick noch einmal zurückzurichten und nachzufragen, wie es um die langfristigen Wirkungen der »Willkommenstage« bestellt ist. Und wer könnte dazu besser Auskunft geben als die Eltern aus dem Pilotdurchgang?

Ich treffe Yasemin und Sema in der Katholischen Familienbildungsstätte Frankfurt. Yasemin hat ihre Tochter Açelya, Sema ihre Tochter Lara mitgebracht; beide Mädchen sind inzwischen etwas über zwei Jahre alt. Açelya flitzt gleich los und holt

sich selbstständig ein Bilderbuch aus dem Schrank. Ihr ist anzumerken, dass sie sich in der Familienbildungsstätte längst wie zu Hause fühlt. Lara freut sich sichtlich, ihre Freundin Açelya wiederzusehen. Die Mütter der beiden Kinder haben sich bei den »Willkommenstagen« kennengelernt und treffen sich seither regelmäßig. Während ich mich mit den Frauen an den Tisch setze, fragt Sema ihre Tochter etwas auf Türkisch. Lara antwortet mit dem Selbstbewusstsein einer Zweijährigen: »Nein!!!« Sema insistiert auf ihrer Bitte und erklärt sie Lara mit Nachdruck, die sich diesmal überzeugen lässt; dann wendet sie sich mir zu: »Wie das mit der zweisprachigen Erziehung am besten funktioniert, habe ich übrigens hier bei den »Willkommenstagen« gelernt!« Lara besucht seit einem Jahr eine Krippe, da Sema wieder arbeitet; die Erzieherinnen melden zurück, dass Lara in Deutsch wie auch in Türkisch altersgemäße Sprachfertigkeiten entwickelt hat, was ihre Mutter zu Recht mit Stolz erfüllt.

»Wer könnte über die Wirkung der »Willkommenstage« besser Auskunft geben als die Eltern?«

Ich frage die beiden, wie sie den Weg zu den »Willkommenstagen« gefunden haben. Sema wurde von einer Krankenschwester auf der Wochenbettstation ihrer Entbindungsklinik an uns vermittelt, weil diese bemerkt hatte, dass es ihr nach der

Das erste Jahr mit einem Baby ist für jede Familie eine Herausforderung. Die »Willkommenstage« stärken die Erziehungskompetenz der Eltern.

»Dass bei den »Willkommenstagen« die pädagogische Professionalität von Expertinnen für Familienbildung und die ökonomische Präzision einer Stiftung mit einem hohen Qualitätsanspruch zusammentreffen, erlebe ich als großen Gewinn für beide Seiten.«



Melanie Weimer ist Diplom-Pädagogin und Projektleiterin der »Willkommenstage in der frühen Elternzeit«.

Geburt gar nicht gut ging. »Damals trat eine Katastrophe nach der anderen ein«, erinnert sie sich. Die Schwangerschaft verlief nicht ohne Komplikationen, in der Zeit kam es zur Trennung von ihrem Mann, sie fühlte sich mit der ganzen Situation überfordert und rutschte so in eine Depression nach der Geburt ab. Als die Krankenschwester ihr von den »Willkommenstagen« erzählte, zögerte sie daher keinen Moment, dieses Angebot anzunehmen. Sie selbst wusste in dem Moment nicht, an wen sie sich mit der Bitte um Unterstützung hätte wenden können; von Familienbildungsstätten hatte sie vorher noch nie gehört. Das ging Yasemin ebenso: »Ich habe ja sogar eine Zeit lang im Nordwestzentrum gearbeitet und habe mich immer gewundert, wo die vielen Frauen mit den kleinen Kindern eigentlich hingehen – dass dort die Katholische Familienbildung ist, wusste ich nicht.« Sie hatte damals Zukunftsängste, weil ihr Mann zum Zeitpunkt ihrer Schwangerschaft noch in Ausbildung und sie die Hauptverdienerin in der Familie war. Dass um die Geburt nicht immer alles so rosig verläuft, wie man sich das vorher ausmalt, kann sie nur bestätigen: »Die Geburt war grausam, ich hatte einen ganz blöden Kaiserschnitt. Und plötzlich hatte ich dieses Mädchen im Arm. Sie war ein Wunschkind, aber trotzdem habe ich mich in dem Moment gefragt: Und was jetzt?«

Natürlich bin ich neugierig, wie die beiden es empfunden haben, dass dann schon kurz nach der Geburt eine Familienbegleiterin zu ihnen nach

Hause kam. Sema lacht: »Am Anfang habe ich mich schon gefragt, was die von mir denkt – ein Baby, Chaos im Haus, überfordert ... Anfangs habe ich deshalb immer noch vorher aufgeräumt, aber dann hat sich schnell ein Vertrauensverhältnis entwickelt.« Beide waren froh über die Unterstützung, vor allem, weil sie sich nicht mehr so alleingelassen fühlten. Die Müttercafés haben beide als besonderes Highlight erlebt. Yasemin erinnert sich an das erste Treffen: »Das war seit der Geburt die erste Gelegenheit, bei der ich so richtig in aller Ruhe etwas essen konnte!« Sema gewann durch den Austausch mit den anderen Müttern mehr Gelassenheit: »Da habe ich gemerkt:

» EVALUATION «

Prof. Dr. Marianne Leuzinger-Bohleber, Stellvertretende geschäftsführende Direktorin des Sigmund-Freud-Instituts, Forschungsinstitut für Psychoanalyse und ihre Anwendungen

Als wichtigstes Ergebnis der Evaluation kann festgestellt werden, dass das Projekt »Willkommenstage« Familien in schwierigen Lebenssituationen erreicht hat, was keineswegs selbstverständlich ist. Wie wir wissen, sind gerade jene Familien, die psychosoziale Unterstützung am dringendsten bräuchten, oft für Fachleute am schwierigsten zu erreichen. Hervorzuheben ist ferner, dass gerade auch Familien mit Migrationshintergrund durch die »Willkommenstage« erreicht wurden.

Ein weiteres positives Ergebnis ist, dass alle Familien von der Teilnahme an den »Willkommenstagen« profitiert haben und ihre Erziehungskompetenz erweitern konnten.

Keines der anderen Projekte fügt sich so gut wie die »Willkommenstage« in schon bestehende institutionelle Strukturen ein, nämlich in die Katholische Familienbildung Frankfurt. Dadurch ist eine große institutionelle Kontinuität gewährleistet sowie die Möglichkeit, die »Willkommenstage« auch in anderen Familienbildungsstätten zu implementieren.

Zum besonderen Profil der »Willkommenstage« gehört, dass den Familien nicht ein »gestanztes Programm« übergestülpt wird, sondern sie in ihrer Individualität, mit ihren Stärken und Schwächen wahrgenommen werden und eine auf sie zugeschnittene Unterstützung und Förderung erhalten. Dieser individuelle, verstehende und unterstützende Zugang ist besonders bei Familien in schwierigen Lebensphasen entscheidend. — Auszug aus dem Evaluationsbericht



Melanie Weimer in den Räumen der Katholischen Familienbildung Frankfurt in der Nordweststadt.

Ich bin nicht die Einzige, bei der nicht alles rund läuft.« Bei den Willkommenssamstagen fanden sie die vielen Informationen rund ums erste Lebensjahr sehr hilfreich. »Die Referentin zum Thema Entwicklung hat mich besonders beeindruckt«, erzählt Sema. »An sie muss ich heute noch oft denken – erst letzte Woche wieder, als ich meiner Tochter ein Laufrad gekauft habe.« Sie hebt hervor, dass sie die besprochenen Themen vor allem auch deshalb so verinnerlicht hat, weil sie nicht einfach theoretisch vorgetragen wurden: »Das war alles so praktisch und konkret. Wir haben die Babys auf den Boden gelegt, sie beobachtet und mit ihnen gesungen.«

Bei der Erinnerung an das gemeinsame Singen schmunzelt Yasemin. »Ich kam mir am Anfang so blöd vor. Aber dann haben wir das gemeinsam in der Gruppe gemacht, und schließlich habe ich auch zu Hause mit meiner Tochter gesungen. Die fand das toll!« Diese kleine Anekdote erzählt sie heute immer wieder frischgebackenen Müttern in der Familienbildungsstätte – seit über einem halben Jahr leitet Yasemin gemeinsam mit zwei anderen Frauen selbst ein offenes Familiencafé



Am Anfang steht die wichtigste Aufgabe: Die Familien müssen erreicht werden.

»Allmählich schlüpfte sie aus der Rolle der Teilnehmerin heraus und wurde selbst zur Mitgestalterin.«

in der Katholischen Familienbildung, die »Familienlounge«. Nach den »Willkommenstagen« besuchte sie mit Açelya – wie Sema und Lara sowie einige andere Mütter und Kinder aus der Pilotgruppe – eine Eltern-Kind-Gruppe in der Familienbildungsstätte. Allmählich schlüpfte sie aus der Rolle der Teilnehmerin heraus und wurde selbst zur Mitgestalterin. Außer in der »Familienlounge« arbeitet sie inzwischen im Kinderbetreuungsteam der Familienbildungsstätte und in einer Projektgruppe zur Qualitätsentwicklung mit. Sie ist glücklich darüber, nun anderen Müttern Tipps und Erfahrungen weitergeben zu können.

Auch Sema ist davon überzeugt, dass die »Willkommenstage« sie viel sicherer in ihrer Rolle als Mutter gemacht haben. »Heute kann ich wirklich

sagen: Ich verstehe meine Tochter. Ohne die »Willkommenstage« würde ich vieles nicht verstehen. Zum Beispiel habe ich gelernt, wie wichtig das Spielen bei Kindern ist – und dass Lara dabei nicht einfach nur spielt, sondern lernt. Hätte ich das nicht erklärt bekommen, hätte ich Lara immer überfordert. Ich hätte mit ihr alles Mögliche geübt, statt sie spielen zu lassen. Ich hätte sie hingesetzt, obwohl sie noch nicht alleine sitzen konnte – wer weiß, vielleicht hätte sie Probleme mit der Wirbelsäule bekommen. Durch die »Willkommenstage« werden den Kindern viele spätere Maßnahmen erspart!« Im Lauf der Zeit hat sich deshalb auch ihre eigene Bewertung der »Willkommenstage« verändert: »Am Anfang habe ich das als Hilfe angesehen, später habe ich das Angebot eher als bildende Maßnahme für die Mutter, für das Kind, sogar für die Gesellschaft empfunden.«

Unser Gespräch hat fast zwei Stunden gedauert. Açelya und Lara haben das Spielzimmer inzwischen in ein kreatives Chaos verwandelt, haben gemalt, gespielt, gepuzzelt und gebaut, während

ich mich mit ihren Müttern unterhalten habe. Ich bin beeindruckt, wie lange und wie intensiv die beiden sich miteinander beschäftigt haben. Zu fünft machen wir uns ans Aufräumen – ich frage die Mädchen, ob sie alle Puzzleteile einsammeln können, und schon flitzen sie los. Die Frage, ob die beiden im Sommer wohl »kindergartenreif« sind, braucht gar nicht erst gestellt zu werden.

Eines interessiert mich zum Abschluss doch noch. Ich habe viel Lob über die »Willkommenstage« gehört, möchte aber gern wissen, ob dem Angebot vielleicht noch etwas fehlt, ob die beiden sich noch etwas wünschen würden. Da braucht Sema nicht lange nachzudenken: »Dass es einem nicht erst schlecht gehen muss, bis man von der Familienbildungsstätte erfährt und so was angeboten bekommt!«

» PROJEKTBE SCHREIBUNG «

Die »Willkommenstage in der frühen Elternzeit« sind ein neuer präventiver Ansatz der Familienbildung. Das Projekt wurde 2008/09 in Zusammenarbeit mit der Frankfurter AG 78 »Familienbildung« entwickelt und als Kooperation zwischen der Stiftung Polytechnische Gesellschaft und der Katholischen Familienbildung Frankfurt verwirklicht. Familien, die Unterstützung benötigen, oft aber nicht von sich aus auf bestehende Angebote in der frühen Elternzeit zurückgreifen, werden über Fachleute aktiv angesprochen. Familienbegleiterinnen besuchen die Familien regelmäßig zu Hause und bauen über diese kontinuierliche Beziehungsarbeit Vertrauen auf. Willkommenssams-tage und Müttercafés in der Familienbildungsstätte bieten die Gelegenheit, wichtige Themen rund um das erste Lebensjahr zu besprechen und Kontakte zu den anderen Familien zu knüpfen. Ziel ist es, den Familien auch über den Projektzeitraum hinaus den Zugang zur Familienbildungsstätte als einer Anlaufstelle für ihre Anliegen zu erschließen. Das Programm wird 2010/11 in der Nordweststadt fortgeführt und am Internationalen Familienzentrum e.V. im Frankfurter Ostend ausgebaut.

» EVALUATION «

Prof. Dr. Gerald Hüther, Leiter der Zentralstelle für Neurobiologische Präventionsforschung der Psychiatrischen Klinik der Universität Göttingen und des Instituts für Public Health der Universität Mannheim/Heidelberg

Ein innovatives Präventionsprogramm einer Frankfurter Familienbildungsstätte und einer Frankfurter Stiftung zeigt, dass Eltern und ihren Babys in problematischen Situationen geholfen werden kann. Das Beispiel zeigt: Integration ist möglich, elterliche Kompetenzen können auch in schwierigen Fällen nachhaltig gestärkt werden.

Die Familienbegleiterin wurde zu einer vertrauten Person, es entstand eine von gegenseitigem Vertrauen und gegenseitiger Wertschätzung getragene Beziehung. Diese Beziehung machte es möglich, die Eltern in die Familienbildungsstätte einzuladen.

Man kann Menschen nicht dazu bringen, ihre Einstellungen und Haltungen zu verändern, einen anderen Weg im Leben einzuschlagen und ihr Gehirn noch einmal anders zu benutzen als bisher, indem man sie belehrt, aufklärt oder ihnen gute Ratschläge erteilt. Genauso wenig gelingt das durch die Androhung von Strafen oder durch das In-Aussicht-Stellen von Belohnungen. Es geht nur, indem man sie einlädt, ermutigt und wenn möglich sogar inspiriert, eine neue, andere, bessere Erfahrung machen zu wollen, sich noch einmal auf etwas anderes einzulassen, etwas anderes zu versuchen als das, was sie bisher erfahren und erlebt haben, erfahren und erleben mussten. So einfach ist es: einladen, ermutigen, inspirieren.
— Auszug aus dem Evaluationsbericht

BÜRGER, DIE GESCHICHTE SCHREIBEN

Wie StadtteilHistoriker Vergangenes wieder gegenwärtig machen.
Ein Gespräch mit Lilo Günzler, Agnes Rummeleit und Jürgen W. Fritz

Aufgezeichnet von Markus Matheisl

Ein Montagmittag ganz im Westen Frankfurts: Der Ginnheimer StadtteilHistoriker Jürgen W. Fritz besucht Lilo Günzler und Agnes Rummeleit vom Schwanheimer Heimat- und Geschichtsverein. Noch während sie im alten Schulhaus nach oben in die Räume des Heimatmuseums gehen, sind sie schon mitten im Gespräch – und zwar über den besonderen Auslöser, sich mit Geschichte zu befassen.

LILLO GÜNZLER — Wie so oft sind das die Zufälle, die einen dahin führen: Bei mir war es der Stein, den mein Mann und ich beim Spaziergehen am Mainufer gefunden hatten und mit dem alles anfing – das war nämlich ein jungsteinzeitlicher Anhänger. 1977 waren wir dann unter den Gründungsmitgliedern des »Heimat- und Geschichtsvereins Schwanheim e. V.«. Zehn Jahre später schrieb ich mein erstes Theaterstück über die Schwanheimer Geschichte, daraus entstand dann der Theaterkreis, in dem wir bis heute alle drei Jahre Szenen aus dem alten Schwanheim nachspielen, und so kam nach und nach eins zum anderen.

AGNES RUMMELEIT — Das ist wirklich eine schöne Geschichte, weil sie zeigt, dass jeder Stein ein Baustein der Geschichte ist: Wenn man nur einen kleinen Stein aufhebt, dann findet man dahinter so viel Geschichte und so viele Geschichten – und wenn man dann noch jemandem davon erzählen und Interesse wecken kann, dann freut einen das natürlich sehr.

JÜRGEN W. FRITZ — Und da sind wir ja auch schon bei unserem Hauptanliegen: Geschichte darf nicht abstrakt bleiben, sondern muss konkret werden, wenn sie für uns Bedeutung haben soll.

Wie eine persönliche Geschichte die Menschen erreicht, zeigt das Beispiel Lilo Günzlers: Im Januar 1933 in Frankfurt als Tochter einer jüdischen Mutter und somit im Sprachgebrauch des Dritten Reichs als »Mischling ersten Grades« geboren, hat sie während ihrer Zeit als StadtteilHistorikerin die Geschichte ihrer eigenen Kindheit aufgearbeitet. Die war bis dahin auch abstrakt und weit entfernt: Sechzig Jahre hatte sie über diese unsagbar schwere Zeit geschwiegen. Zwar war sie als Vorsitzende des Schwanheimer Heimat- und Geschichtsvereins ständig mit der Geschichte ihrer Umgebung befasst, doch ihre eigene Geschichte hatte Lilo Günzler aus ihrem Leben vollständig ausgeklammert.

GÜNZLER — Das stimmt, es wusste keiner etwas aus meiner Vergangenheit. Ich habe geschwiegen für meine Kinder, weil ich ihnen eine sorglose Kindheit geben wollte, anders als ich sie hatte. Erst als mein Mann gestorben, meine Kinder aus Frankfurt weggezogen und ich nur noch für mich verantwortlich war, habe ich mein Schweigen gebrochen. Und stellen Sie sich vor: Beim ersten Zeitzugengespräch im Saal der Katholischen Gemeinde in Schwanheim – ich saß in der ersten Reihe, ich wollte von niemandem angesprochen oder angeschaut werden –, da war da hinter mir ein Radau, da waren drei Jugendliche, die schrien ganz laut: Alles Lüge! Alles Lüge! Da habe ich gedacht: Sechzig Jahre ist das alles her – sollen sechzig Jahre nicht reichen, dass man über das alles reden kann? Gehst du jetzt heim, schweigst weiter, oder bleibst du da? Und ich habe mir gesagt, nein, jetzt bleibe ich hier. Ich hatte wieder



Kinder im Wollgraben, im Vordergrund: Lilo Günstler und ihr Bruder Helmut.

Alte Pferdetränke
in Ginnheim.



richtige Angst gehabt, aber in dem Moment musste ich mich dem stellen und entscheiden – und ich habe mich richtig entschieden. *Seit 2005 geht Lilo Günzler in Schulen und erzählt jungen Menschen von ihren Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus in Frankfurt. Und diese jungen Leute waren es auch, die Lilo Günzler gedrängt haben, ihr Wissen für sie festzuhalten und aufzuschreiben.*

»Wer soll uns denn erzählen aus dieser Zeit, wenn Sie nicht mehr da sind?«

GÜNZLER — Ja, es waren die Jugendlichen in den Schulen, die mich dazu gebracht haben. Nach dem Gespräch ist die Anne-Frank-Stiftung auf mich zugekommen, und seit dieser Zeit habe ich als Zeitzeugin vor vielen Schulklassen gesessen und erzählt. Und wissen Sie: Zuerst sitzen die jungen Leute immer ganz leger, weit zurückgelehnt. Nach drei Sätzen gucken sie dann auf, und wenn ich zum Synagogenbrand komme, dann suchen alle meinen Blickkontakt. Die haben ein Interesse, das

können Sie sich gar nicht vorstellen. Und ganz oft haben sie dann gesagt: »Schreiben Sie es uns doch bitte auf. Wer soll uns denn davon erzählen aus dieser Zeit, wenn Sie nicht mehr da sind?« Mir war für unser Buch später sehr wichtig, dass all ihre Fragen dort beantwortet sind.

Unterstützung fand Lilo Günzler in Agnes Rummeleit, der sie bei einer gemeinsamen Israelreise von ihrer Kindheit erzählte. Rummeleit gehört ebenfalls seit vielen Jahren dem Heimat- und Geschichtsverein Schwanheim an. Als klar wurde, dass beide dieses Thema gemeinsam angehen wollten, besuchte sie Kurse der Universität des Dritten Lebensalters, um sich auf diese »Geschichtsschreibung« vorzubereiten.

RUMMELEIT — Das war schon sehr hilfreich – beispielsweise hatte Frau Günzler die Bilder ihrer Kindheit ja alle im Kopf, und ich musste ihr immer wieder sagen: Beschreib es mir so, dass ich es mir ganz genau vorstellen kann, denn nur dann kann es auch der Leser sich vorstellen. Wir könnten ganze Anekdoten darüber erzählen: Etwa wenn Lilo gesagt hat, du musst doch wissen, was ein Durchbruch ist, ich habe gesagt, Lilo, woher soll ich denn wissen, was ein Durchbruch ist ...

GÜNZLER — Das lag natürlich daran, dass sie als Nachkriegsgeborene keine Ahnung davon hatte: Ich hätte das nicht mit jemandem aufarbeiten können, der damals dabei war.

RUMMELEIT — Wir hatten uns also in kleinen Einheiten vorgearbeitet, und ich habe ihr nach jedem Abschnitt gesagt, ich sehe es noch nicht vor mir, du musst es mir noch einmal erklären. Und irgendwann sprachen wir plötzlich nicht mehr von ›meiner Mutter‹ und ›meinem Vater‹, sondern von ›Mama‹ und ›Papa‹ – und von da an waren wir beide mittendrin in der Geschichte, und es wurde auch für mich konkret und persönlich.

Aus dem Festhalten der Kindheitsgeschichte wurde im Laufe der Zeit als StadtteilHistoriker ein ganzes Buch. »Endlich reden«, so der Titel, geht mittlerweile in die zweite Auflage und wird demnächst in allen Frankfurter Schulbibliotheken vertreten sein.

GÜNZLER — Wie unser fertiges ›Produkt‹ am Ende der »StadtteilHistoriker«-Zeit aussehen würde, das war uns beiden im Vorhinein in keinster Weise klar. Wir hatten vielleicht an so eine kleine Broschüre gedacht, aber wir hatten nie ein fertiges Buch vor Augen. Und ohne unsere enge Zusammenarbeit wäre das Ganze auch viel sachlicher geworden – wenn's überhaupt was geworden wäre. Dieser Luftangriff am 18. März 1944 zum Beispiel, ich dabei im Keller des Rothschildhauses: Der war so schlimm, dass ich das nur mit ein paar Sätzen abgetan habe, weil ich das hinter mich bringen wollte.

RUMMELEIT — Ich hatte mir damals ein Diktiergerät besorgt und habe zur Lilo gesagt: So, und jetzt erzählst du mir das alles ganz genau. Etwa 150 Seiten hatte Frau Günzler damals schon niedergeschrieben, und aus diesen Gesprächsprotokollen entstand dann nochmals das gleiche Volumen. Das Aussprechen hat unglaublich befreit, und es hat das Buch lebendiger gemacht – und nicht zuletzt kamen dabei auch viel mehr Fragen auf, die beantwortet werden wollten.

GÜNZLER — Das stimmt, sie hat oft gesagt: Da ist doch viel mehr passiert, überleg noch mal genauer ... Manchmal waren wir beide auch arg danieder, vor allem als es dann dem Ende zuing: Als wir an die Stelle kamen, wo ich meine Mutter und meinen Bruder zum Ostbahnhof bringen musste, da haben wir viel geweint. Ich habe nachts geschrieben, habe geweint, habe

geschrieben und habe geweint. Aber ich bin jetzt froh, dass wir das gemacht haben!

Während Lilo Günzler und Agnes Rummeleit eine individuelle Geschichte aufgeschrieben und festgehalten haben, hat sich StadtteilHistoriker Jürgen W. Fritz mit seinem unmittelbaren räumlichen Umfeld befasst: Anlässlich der Eingemeindung des Frankfurter Stadtteils Ginnheim vor einhundert Jahren hatte er während seiner Stipendiatenzeit die geschichtlichen Hintergründe zusammengetragen und in einer Ausstellung vorgestellt. Fritz war vor zehn Jahren von Offenbach nach Ginnheim gezogen – für Geschichte hatte er sich zu dem Zeitpunkt aber schon länger interessiert.

»Das ›StadtteilHistoriker«-Programm ist wie ein Türöffner.«

FRITZ — Die Frage, was für mich der Auslöser war, mich mit Geschichte zu befassen, die hat man mir zum ersten Mal nach dem Eröffnungsvortrag meiner Ausstellung gestellt. Damals habe ich spontan die Antwort gegeben: dass ich in der Schule nach 1945 nie etwas von Geschichte gehört habe – weder von Karl dem Großen noch vom Nationalsozialismus. Ich hatte das Gefühl, ich wusste gar nichts. Einer meiner Onkel hatte aber früher mehrere Bücher zur Offenbacher Geschichte veröffentlicht und sich auch mit dem Drucker des »Hessischen Landboten« in der BÜchnerzeit beschäftigt, mit einem Karl Preller. Über den wollte ich nur ein bisschen mehr herausfinden, doch das entwickelte sich mit der Zeit zur rechten Detektivarbeit. Ich hatte aber dabei gelernt, wie Geschichte verwoben ist, und auch, wie man konkrete Geschichtsforschung betreibt. So bin ich dann bei dem Thema hängen geblieben ... Und als ich nach Ginnheim gezogen bin, war es für mich ganz normal, mich für die Geschichte meiner Umgebung zu interessieren. Mit einigen Mitstreitern hatten wir im Laufe der Zeit schon mehrere Ausstellungen zur Ginnheimer Geschichte zusammengestellt, und als das Jubiläum der Eingemeindung anstand, haben wir überlegt, was wir dazu beitragen könnten – und sind parallel dazu auf das Programm der Stiftung aufmerksam geworden. Anfangs wusste ich allerdings gar nicht, ob das überhaupt etwas für mich ist ...

RUMMELEIT — Uns ging es genauso, auch wir wussten bei der ersten Runde nicht, ob das »StadtteilHistoriker«-Programm etwas für uns ist. Bei der Ausschreibung zur zweiten Generation war unsere Idee mit dem Festhalten von Lilo Günzlers Geschichte dann schon etwas weiter gediehen. Wir hätten das Buch auch so gemacht, aber die Unterstützung durch das Programm, die Workshops, nicht zuletzt die finanzielle Unterstützung haben uns doch sehr geholfen.

FRITZ — Im Nachhinein bin ich auch sehr froh, mitgemacht zu haben: Das Programm ist ja wie ein Türöffner. Ich war oft in Archiven, aber seit ich StadtteilHistoriker bin, werde ich dort ganz anders aufgenommen, ernster genommen. Sehr interessant waren im Übrigen die Kontakte, die sich untereinander ergaben: Man kennt die Themen der anderen, und teilweise arbeiten wir uns zu, wenn der eine auf etwas stößt, was den anderen interessieren könnte.

RUMMELEIT — Das stimmt, wir haben uns miteinander vernetzt, man trifft sich bei dem einen Projekt, dann bei dem anderen, dann wieder beim Polytechnik-Kolleg*: Das bringt einen positiven Nachklang, und jeder bleibt viel stärker an der eigenen Aufgabe dran.

Für Lilo Günzler und Agnes Rummeleit kam der größte Teil ihrer Arbeit mit dem Erscheinen des Buches zu einem Ende – für Jürgen W. Fritz geht sie weiter: Seine Ausstellung »100 Jahre Eingemeindung – Ginnheimer Leben um 1910« stieß auf so große Resonanz, dass die Arbeit jetzt eher noch gewachsen ist.

FRITZ — Gerade mache ich beispielsweise noch einmal eine Dokumentation meiner Arbeit für das »StadtteilHistoriker«-Programm, und ich dachte mir, wenn ich schon dabei bin, dann kann ich natürlich noch da und dort ergänzen, diese und jene Frage beantworten, und könnte noch dies und das ... Schon im Verlauf meiner Arbeit kamen ja von überall her Leute herbei und haben mir beispielsweise ihre Bilder mit Erklärungen geschickt, sodass ich eine ungeheure Materialfülle hatte. Es haben sich dann immer mehr und mehr Vernetzungen gefunden, etwa indem wir Personen auf alten Bildern Namen zuweisen konnten: Auf einem alten Foto der Weed, der Ginnheimer Pferdetränke, hatte zum Beispiel ein Besucher meiner Ausstellung seinen Vater und dessen Nachbarkinder identifiziert. Die Geschichte wurde



StadtteilHistoriker Jürgen W. Fritz, Lilo Günzler, Agnes Rummeleit.

dadurch wieder lebendig, und das anonyme, abstrakte Bild einer Dorfszene bekam eine konkrete Bedeutung.

GÜNZLER — So eine Geschichte kennen wir auch: Einmal habe ich von jemandem ein ganz schönes Foto bekommen von unserer Straße im Wollgraben. Ich kann mich gut daran erinnern, wie das gemacht wurde: Wir sind vom Kindergarten gekommen, mein Bruder Helmut und ich, und auf einmal war da ein Fotograf, der hat uns genommen und uns mit anderen Kindern da in der Straße aufgestellt. Der ist dann hinter die Kamera gegangen, hat dieses große Tuch über sich geworfen – da kann ich mich noch genau dran erinnern! – und hat dann da irgendwas gemacht. Und genau dieses Bild hat sich wiedergefunden! Und so kommen heute viele Leute auf uns zu und sagen: Ja, die und die kannte ich auch, die hat doch da in der Töngesgasse gewohnt, und ja, die Bäckerei kenne ich auch, und ich kann mich außerdem noch an dies und jenes erinnern – und dann freuen sich die Leute sehr, wenn sie merken, dass sie selbst Teil der Geschichte sind.

* Das Polytechnik-Kolleg ist eine Veranstaltungsreihe der Stiftung Polytechnische Gesellschaft, des Kulturfonds Frankfurt RheinMain und der Goethe-Universität Frankfurt am Main. (Anmerkung der Redaktion)

RUMMELEIT — Sie erinnern sich auf einmal wieder an Bilder aus einer völlig anderen Zeit und Perspektive, und diese Erinnerungen lassen sie sich selbst heute in einem ganz anderen Licht sehen.

FRITZ — Und genau darum geht es uns doch: dass Geschichte wieder anknüpft an unser Leben, mit uns in der Gegenwart in Kontakt tritt – und Menschen miteinander ins Gespräch kommen.

» PROJEKTDESCHEIBUNG «

Das Projekt »StadtteilHistoriker« leistet einen Beitrag zur Aufarbeitung der Stadtgeschichte und fördert die Identifikation Frankfurter Bürger mit ihrer Stadt. Während des anderthalbjährigen Programms erfordern insgesamt 25 geschichtsinteressierte Frankfurter

Bürger ehrenamtlich die Frankfurter Stadt- und Stadtteilgeschichte. Die Themen werden von den StadtteilHistorikern, die ganz unterschiedlichen Berufs- und Altersgruppen angehören, selbst ausgewählt und entstammen ihrem Lebensumfeld. Dabei können die Historiker je nach Interessen die Geschichte von Personen, Familien, Unternehmen, Institutionen oder Ereignissen behandeln. Nach Ende der Projektlaufzeit werden die Ergebnisse der interessierten Öffentlichkeit vorgestellt. Die Teilnehmer werden mit einem pauschalen Förderbetrag von 1500 Euro bei ihrer Recherche unterstützt. Die Gerda Henkel Stiftung richtet zwei »Werkstatt-Treffen« zur fachlichen Qualifizierung aus, die Frankfurter Neue Presse begleitet das Programm als Medienpartner.

» STIMME «

Dr. Evelyn Brockhoff, Leitende Direktorin des Instituts für Stadtgeschichte Frankfurt am Main

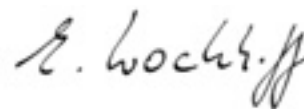
Seit 2007 lädt die Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurter Bürger ein, sich intensiv der Aufarbeitung eines stadtgeschichtlichen Themas zu widmen. Das Projekt ist ein Novum für Frankfurt, über das sich alle Geschichtsinteressierten freuen. Denn das Preisgeld und die inhaltliche Begleitung ermöglichen es ihnen, sich über einen längeren Zeitraum mit einem Thema wissenschaftlich auseinanderzusetzen.

Die StadtteilHistoriker entstammen unterschiedlichen Generationen, gehen ganz verschiedenen Berufen nach und beschäftigen sich mit einer breiten Palette von Fragestellungen. Oft spielen biografische Ansätze eine wichtige Rolle. Daneben bildet die detaillierte Erforschung der Geschichte einzelner Straßen, Stadtteile oder Gebäude eine Konstante in ihrer Arbeit. Ihre Untersuchungen widmen sich auf der Mikro-Ebene Entwicklungen, die später häufig für die Stadt als Ganzes greifbar werden – und sich oft nicht nur in Frankfurt nachweisen lassen. Hiesigen Institutionen wird ebenso nachgespürt wie Frankfurter Unternehmen.

Es ist überaus wichtig, dass Bürger sich mit den Wurzeln ihres Gemeinwesens beschäftigen. Zuweilen bringen sie dabei sogar noch eine andere Perspektive mit ein, weil sie oder ihre Eltern ursprünglich aus einem anderen Land stammen. Mit dem Projekt »StadtteilHistoriker« wird diesem Interesse an Geschichte ein fester Rahmen gegeben.

Viele der inzwischen 70 StadtteilHistoriker engagieren sich in den Frankfurter Heimat- und Geschichtsvereinen, so auch in der Gesellschaft für Frankfurter Geschichte e.V. Darüber freue ich mich als Leiterin des Instituts für Stadtgeschichte, deren Förderverein die Gesellschaft ist und deren Geschäftsführerin ich bin, besonders. So wird auf die verdienstvolle Arbeit dieser Vereine aufmerksam gemacht. In der nunmehr dritten Staffel des Programms hat sich gezeigt, dass inzwischen auch Geschichtsinteressierte erreicht werden, die zuvor noch nicht in den Vereinen aktiv waren. Dies könnte ein Beitrag zu deren Nachwuchsförderung sein.

Die ehrenamtlichen StadtteilHistoriker sind glaubhafte Botschafter der Geschichte unserer Stadt und tragen zur Identifikation mit Frankfurt bei. Als Direktorin des Instituts für Stadtgeschichte, das ja quasi als »Gedächtnis der Stadt« fungiert, begrüße ich dieses Projekt außerordentlich, da durch die vielen Stipendiaten große Teile unserer Sammlungen und Bestände genutzt und in Ausstellungen, Aufsätzen, Dokumentationen oder Filmen einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht werden. Gelegentlich gewinnt die Stadt durch die Arbeit der StadtteilHistoriker sogar Materialien hinzu, etwa wenn Nachfahren bekannter Frankfurter Persönlichkeiten als StadtteilHistoriker tätig werden. Dann wird der Beitrag zur Pflege des kulturellen Erbes besonders unmittelbar und nachhaltig greifbar.



»WIR FÖRDERN DIE KINDER AUF IHREM BILDUNGSWEG UND NEHMEN DIE ELTERN MIT.«

Gisela von Auer, Projektleiterin »Diesterweg-Stipendium für Kinder und ihre Eltern«

»Ich hoffe, dass wir weiter in Kontakt bleiben.«

MUTTER

»Also in Deutsch gibt es total viele Bücher, und da lese ich jetzt viel mehr und verstehe viel mehr Wörter und weiß, wie man die schreibt.«

TEILNEHMERKIND

»Er ist viel offener geworden, er hat Spaß an Unternehmungen.«

VATER

»Das Wichtigste ist, dass wir besser in der Schule werden und dass wir besser lernen können. Und dass es Spaß macht.«

TEILNEHMERKIND

»Man hat hier Spaß, und wir machen immer viele Ausflüge. Jetzt schauen wir zum Beispiel viele Bücher an, in der Bibliothek. Ich mache hier ganz tolle Sachen. Ich kann in den Pausen sehr viele Spiele spielen. Und ... das finde ich gut.«

TEILNEHMERKIND

»Wir machen mehr mit unseren Eltern. Gerade weil meine Mutter Ausländerin ist, hatte sie so eine Chance früher nicht und ist deshalb glücklich, dass ich so etwas machen kann.«

TEILNEHMERKIND

»Es war alles schön und gut, ich kann mich nicht entscheiden.«

TEILNEHMERKIND

»Hätte Amani nicht so eine aufgeweckte Mutter, wäre sie jetzt vermutlich keine Gymnasiastin mit lauter Einsern und Zweiern im Zeugnis. Aicha Hadri zählt wirklich zu den Fitten, man merkt es sofort, wenn man mit der 35 Jahre alten Frau aus Marokko spricht. Als die Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frau Hadri darüber informierte, dass ihre Tochter von der Grundschullehrerin in der Liebfrauenschule für ein ›Diesterweg-Stipendium‹ empfohlen worden sei, ergriff sie sofort die Gelegenheit.«

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG, 25.06.2010

»Die Akademietage gefallen mir am besten, weil jeder Tag was Besonderes ist und es was Spannendes gibt.«

TEILNEHMERKIND

»Meine Eltern verbringen mehr Zeit mit mir, mein Vater hat mir ein paar Bücher und CDs gezeigt. Es macht Spaß.«

TEILNEHMERKIND

»Ein Riesenglück!«

MUTTER

»Am meisten geholfen haben uns die Tipps für die Schule, die finanzielle Unterstützung und die Ausflüge, die viel Spaß gemacht haben.«

MUTTER

»Die Lehrergespräche haben uns geholfen, weil wir Probleme mit Deutsch haben.«

VATER

»Ich kenn mich jetzt in Frankfurt besser aus. Ich ging vorher nicht so gerne raus und habe nicht viel mitbekommen.«

TEILNEHMERKIND

BILDUNGSNAH

Die Ressourcen der Familie nutzen. Ein Beitrag von Uta Rasche,
Redakteurin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

Auf die Eltern kommt es an. Das ist Chance wie Menetekel zugleich. In keinem anderen Land hängt der Schulerfolg der Kinder so sehr vom Bildungsstand der Eltern ab wie in Deutschland. Nach der neuesten Pisa-Studie haben Einwandererkinder ihren Rückstand gegenüber Einheimischen zwar verkleinert, zeigen aber immer noch Defizite.

»Man kann klagen – oder man beginnt zu handeln.«

Während jeder dritte deutsche Schüler das Abitur absolviert, schafft das nur jeder zehnte Ausländer. 15 Prozent der Ausländerkinder verlassen die Schule ohne Abschluss, jedoch nur sechs Prozent der Deutschen. Jetzt kann man beginnen zu klagen: über die Halbtagsschule, das gegliederte Schulsystem, die Rolle der Eltern als Repetitoren. Oder man beginnt zu handeln.

Für diesen Weg hat sich die Stiftung Polytechnische Gesellschaft entschieden. Sie hat das erste Familienstipendium in Deutschland entwickelt. Denn die Förderung von Kindern stößt an Grenzen, wenn man die Eltern nicht einbezieht. So unterstützt die Stiftung seit dem Jahr 2008 überwiegend Schüler mit Migrationshintergrund und deren Familien. Ziel des Stipendiums ist es, leistungsstarke Kinder beim Übergang von der Grundschule auf die weiterführende Schule zu begleiten. Durch die Kinder werden auch die Eltern zu Sti-

pendiaten. Denn sie sollen dazu beitragen, dass sich die guten Leistungen der Kinder verstetigen.

In der bildungspolitischen Diskussion spielt die Integration der Eltern in das schulische Geschehen bisher keine Rolle. Hier betritt die Stiftung Neuland. Mit dem Diesterweg-Verbund will sie künftig weiterführende Frankfurter Schulen dabei unterstützen, die Ressourcen der Schülerfamilien zu wecken. Denn auch bildungsungeübte Familien, so zeigen die ersten Absolventen des Stipendiums, können eine Menge für den Schulerfolg ihrer Kinder tun – wenn sie dazu angeleitet werden. So lässt sich die soziale Selektivität des deutschen Schulsystems verringern. Das »Elterncoaching« der Stiftung wahrt die Prinzipien der Subsidiarität, der Individualität und stärkt die Eigeninitiative. Denn Ganztagschulen können nicht die einzige Lösung sein, um Migrantenkinder voranzubringen – zumal sie von bildungsbürgerlichen Eltern meist gemieden werden.

Mithilfe des »Diesterweg-Stipendiums« kann jedes Kind Ambitionen entwickeln, die seinen Begabungen entsprechen. Bei Adelisa Salihagic (11), »Diesterweg«-Stipendiatin von 2008 bis 2010, ist das gelungen: »Ich will Ärztin werden oder Pharmazie studieren und neue Medizin entwickeln.« Sie geht seit dem Sommer 2009 auf das Frankfurter Helmholtz-Gymnasium. Dort schreibt sie bessere Noten als in der Grundschule. Ihre Lehrerin dort hatte sie nicht für das Gymnasium



Beim »Diesterweg-Stipendium« steht die Familie im Mittelpunkt.

empfohlen, wegen ihrer Dreier in Mathe und Deutsch. Heute sind Mathe und Latein Adelisas Lieblingsfächer. »Das ist einfach, wenn man lernt«, sagt sie.

Bei der Frage, ob ein Kind Abitur macht, entscheiden viele Faktoren mit: Oftmals sind es Lehrer, die einem Kind nichtdeutscher Herkunft nicht zutrauen, den Anforderungen einer höheren Schule gerecht zu werden. Manchmal wagen Eltern nicht, ihr Kind dort anzumelden. Oder sie wissen nicht, wie sie es dort unterbringen. In Frankfurt, wo Gymnasialplätze knapp sind, gibt es einen

solchen Wettbewerb, dass Kinder weniger durchsetzungsstarker Eltern auf die Gesamtschulen verdrängt werden. So wäre eine andere »Diesterweg«-Stipendiatin beinahe durch den Rost gefallen, weil keines der drei Gymnasien, die sie auf ihrem Anmeldezettel vermerkt hatte, sich zuständig fühlte. Erst nach Intervention der Projektleiterin Gisela von Auer kam das marokkanische Mädchen schließlich auf seine Wunsch-Schule.

Gisela von Auer, die jahrzehntelang in einer Grundschule im Frankfurter Gallusviertel Einwandererkinder unterrichtete, wurde vom Land

»Das Orientierungswissen und das Selbstbewusstsein, das die Eltern im Laufe der Stipendiatenzeit gewinnen, wirkt zurück auf ihre Kinder.«



Auf die Motivation der Familien setzen!

Hessen für diese Aufgabe freigestellt. Einmal im Monat trifft sie jede Familie. Sie veranstaltet auch Treffen zwischen dem Grundschullehrer und dem Klassenlehrer der weiterführenden Schule. Solche Gespräche stärken die gemeinsame Verantwortung der abgebenden wie der aufnehmenden Schule für die Bildungsbiografie eines Kindes. Das Bewusstsein dafür, dass es den Kindern nützt, wenn beide Schulen kooperieren, ist in Deutschland bisher schwach ausgeprägt. Auch hier gibt die Stiftung also einen wichtigen bildungspolitischen Impuls.

Das Orientierungswissen und das Selbstbewusstsein, das die Eltern im Laufe der Stipendiatenzeit gewinnen, wirkt zurück auf ihre Kinder: Diese bekommen die Gewissheit, dass ihre Eltern in der Lage sind, sie zu unterstützen. Dazu gehört auch, dass sie sich bei Schwierigkeiten trauen, einen Lehrer anzusprechen. Am Ende soll all das, was in der bildungsbürgerlichen Mitte selbstverständlich ist, auch den Stipendiaten zur Verfügung stehen. Eine Begleitstudie für die erste Stipendiatengruppe ergab, dass alle Eltern ihre Kinder wirksamer unterstützen konnten als zuvor. Kein Kind blieb sitzen oder wurde in eine andere Schulform versetzt. Die Eltern der Stipendiaten fühlten sich in ihrer neuen Heimat stärker zugehörig. So sagt Adelisas Mutter: »Wir sind alle ein bisschen sicherer geworden in diesem Land.«

» PROJEKTDESCHEIBUNG «

Das »Diesterweg-Stipendium für Kinder und ihre Eltern« ist das erste Bildungsstipendium für Familien in Deutschland. Der Pädagoge Adolph Diesterweg gehört zu den Gründern der Polytechnischen Gesellschaft e.V. Das »Diesterweg-Stipendium« baut auf dem »DeutschSommer« auf. Kinder mit gutem Leistungspotenzial trotz förderbedürftiger Deutschkenntnisse werden gemeinsam mit ihren Eltern auf dem Bildungsweg von der Grundschule in die weiterführende Schule in den Klassen vier und fünf begleitet. Ziel ist, den Kindern eine ihren Begabungen entsprechende schulische Laufbahn zu ermöglichen und ihre Eltern in die Lage zu versetzen, sie dabei bestmöglich zu unterstützen. Geboten werden: Akademietage, Exkursionen in Frankfurt und in der näheren Umgebung sowie Kindertreffs zur Deutschförderung und Elterntreffs mit Gesprächsrunden zu aktuellen Themen. Schließlich umfasst das »Diesterweg-Stipendium« einen Bildungsfonds, aus dem pro Stipendium jeweils bis zu 600 Euro pro Jahr für Bildungsanschaffungen und Bildungsmaßnahmen beantragt werden können.

JAHRESPREIS 2010

DES TÜRKISCH-DEUTSCHEN KLUBS

»Der Türkisch-Deutsche Klub würdigt die Stiftung Polytechnische Gesellschaft für ihre herausragende Integrationsarbeit durch Bildungsförderung von Eltern gemeinsam mit ihren Kindern.«



WIRKUNGSPOTENZIAL *

Ziele und Zielgruppen	★★★★★
Konzept und Ansatz	★★★★★
Qualitätsentwicklung	★★★★★

Das Wirkungspotenzial des »Diesterweg-Stipendiums« wurde von PHINEO, einem bundesweit tätigen Analystenhaus für gemeinnützige Projekte, mit der Bestnote (5 von 5 Sternen) bewertet. Laut Themenreport gelingt es dem Programm, Migranten durch Bildungsangebote so zu fördern, dass sich ihre Chancen für eine erfolgreiche Integration nachhaltig verbessern.

* Auszug aus der Bewertung

» EVALUATION «

Claudia Köhler, Diplom-Soziologin, europäisches forum für migrationsstudien an der Universität Bamberg

Das »Diesterweg-Stipendium« konnte die Kinder in mehrfacher Weise bei dem Übertritt nach der vierten Klasse unterstützen. Alle Kinder haben den Übertritt auf weiterführende bzw. weiterführende Bildung ermöglichende Schulen geschafft: 14 Kinder traten auf ein Gymnasium bzw. den gymnasialen Zweig, zwei auf die Realschule und sechs auf die Integrierte Gesamtschule über. Ihren Eltern wurde Wissen über das deutsche Schulsystem und Unterstützung bei der Schulwahl erteilt.

Die Förderung des »Diesterweg-Stipendiums« war eine entscheidende Hilfe für die Kinder bei deren Eingewöhnung in die weiterführenden Schulen und beeinflusst deren Verbleiben in den jeweiligen Schulen positiv. Sie konnten sich während der fünften Klasse gut in die neuen Schulen eingewöhnen und in ihre Klassen integrieren. Alle Kinder erreichten das Klassenziel. Ihre bildungsrelevanten Kompetenzen verbesserten sich. Die Klassenlehrer sehen in dem »Diesterweg-Stipendium« eine effektive Förderung und bestätigen positive Zukunftsprognosen für die Schullaufbahn der Kinder.

Die Maßnahmen des »Diesterweg-Stipendiums« haben dazu beigetragen, dass die Eltern in der Bildungsbegleitung ihrer Kinder gestärkt wurden. Sie wurden für schulische Belange sensibilisiert und werden von ihren Kindern als eine bessere Hilfe beim Lernen wahrgenommen. Durch die Aktionen des »Diesterweg-Stipendiums« konnten die Eltern vielfältige bildungsrelevante Angebote in Frankfurt am Main und der Umgebung kennenlernen. Die Anregungen wurden von der Mehrzahl der Familien in verstärkten gemeinsamen Unternehmungen umgesetzt. Die große Mehrheit der Eltern fühlt sich nach den zwei Jahren stärker Frankfurt am Main zugehörig und in Deutschland akzeptiert.

Die Förderung durch das »Diesterweg-Stipendium« führte dazu, dass Eltern stärker in Kontakt mit den Schulen und den Lehrern ihrer Kinder treten. Zur Übernahme von Aufgaben im schulischen Umfeld wurden die Eltern motiviert und setzten dies in der Mehrheit bereits um. In den weiterführenden Schulen hatten alle Eltern mindestens einmal Kontakt mit dem Klassenlehrer ihrer Kinder und besuchten den Elternabend und/oder Elternsprechtage.

— Auszug aus dem Evaluationsbericht

DIE RICHTIGE MISCHUNG

Ein Beitrag von Prof. Dr. Heidi Rösch, Pädagogische Hochschule
Karlsruhe, über die Wirkungen des »DeutschSommers«

Im Sommer 2004 fand in Deutschland das erste Feriensprachcamp für Kinder mit Migrationshintergrund, das mittlerweile legendäre Jacobs-Sommercamp in Bremen, statt. Dieses vom Max-Planck-Institut in Berlin durchgeführte Projekt konnte empirisch valide nachweisen, dass die Mischung aus expliziter und impliziter Sprachförderung zu größeren Lernerfolgen im Bereich des Lesens und der Grammatik führt als nur implizite Förderung. Die explizite Komponente fand in Bremen in Form einer DaZ*-Reise mit systematischer Spracharbeit am Vormittag, die implizite Komponente durch theaterpädagogische Aktivitäten am Nachmittag statt.

»Der außerschulische Bereich übernimmt eine Kompensationsfunktion für das in der Schule Versäumte und gleichzeitig eine Vorreiterrolle dafür, dass die Konzentration auf Sprache auch bereits für Kinder sinnvoll und möglich ist.«

Das »DeutschSommer«-Projekt stellt eine konsequente Weiterentwicklung des Bremer Jacobs-Sommercamps dar. Konzeptionell wurden die Sprach- und Theaterarbeit enger verzahnt, denn die Sprach- und Theaterpädagogen arbeiten in Tandems mit den Kindern an einem Sach- oder Literaturthema und – was mir entscheidender zu sein scheint – konzentrieren sich gemeinsam darauf, mit sprachdidaktischen und theaterpädagogischen Verfahren die DaZ-Stolpersteine (Satzbau, Nominal- und Präpositionalphrasen) zu bearbeiten. Ergänzt werden diese eher expliziten Sprachlernangebote durch sprachintensive Freizeit- und damit implizite Sprachlernangebote am Nachmittag. Wie schon im Jacobs-Sommercamp zeigen die Ergebnisse des »DeutschSommers«, dass die Mischung aus expliziten und impliziten Lernangeboten Lernzuwächse in den trainierten Bereichen bringt. Der außerschulische Bereich übernimmt hier eine Kompensationsfunktion für das in der Schule Versäumte und gleichzeitig eine Vorreiterrolle dafür, dass die Konzentration auf Sprache auch bereits für Kinder sinnvoll und möglich ist. Er bietet ein Experimentierfeld, das auch in die Schule hineinwirken kann, wenn Lehrkräfte zu Bündnispartnern werden.

Was bringt der »DeutschSommer« Schülern und Schulen?

Grundschul Kinder beim »DeutschSommer«
2010 in Wiesbaden.





Der »DeutschSommer« fördert die Sprach- und Persönlichkeitsbildung von Grundschulern.

Die Fortbildungen »3 x Deutsch« helfen den Klassenlehrkräften der »DeutschSommer«-Kinder, die Funktion, Inhalte und Arbeitsweise der DaZ-Förderung im Camp nicht nur zu verstehen, sondern in ihren Unterricht zu integrieren beziehungsweise aktiv mitzugestalten und auf diese Art eine durchgängige Sprachförderung zu realisieren. Die Kinder erfahren, dass das im Camp Erfahrene tatsächlich schulrelevant ist. Die Einrichtung des »Endspurts«* trägt der Tatsache Rechnung, dass Spracherwerb in einem Intensivkurs zwar in besonderer Weise initiiert und entfaltet werden kann, aber selbstverständlich ein langwieriger Prozess ist, der im Prinzip nie endet. Durch dieses Angebot werden nicht nur Inhalte, sondern auch sprachsystematische Aufgabenformate reaktiviert und spiralcurricular erweitert. Auch wenn das sich anschließende »Diesterweg-Stipendium« nur wenigen Kindern zugesprochen werden kann, entfaltet es eine hohe Motivationskraft und fordert gleichzeitig die Übernahme von Verantwortung für den eigenen Lernprozess. Damit wird in idealtypischer Weise – wenn auch nur für einen Teil der Kinder –

eine langfristige, von der dritten bis zur siebten Klasse reichende Förderung realisiert. Sie wird den Bedürfnissen der Kinder angepasst und leistet eine wichtige Unterstützung in der Übergangsphase von der Grundschule auf weiterführende Schulen.

Im Unterschied zum Jacobs-Sommerncamp ist der »DeutschSommer« in eine Projektkette integriert, die Eltern wie Lehrkräfte zu Bündnispartnern macht und für Nachhaltigkeit sorgt. Aus pädagogischer Sicht werden neben den Kindern auch die am Bildungsprozess beteiligten Erwachsenen eingebunden und in gewisser Weise auch in die Pflicht genommen, sich am Spracherwerbsprozess der Kinder zu beteiligen. Bildungspolitisch wird hier ein Modell etabliert, das den außerschulischen mit dem schulischen Bereich effektiv verzahnt und die jeweiligen Schwächen kompensiert bzw. die Stärken nutzt. Das Projekt wird regelmäßig evaluiert und bestätigt Erfolge im Bereich der Sprachbildung, die sich auch positiv auf die Persönlichkeitsbildung auswirken. Im Moment überzeugt das Projekt durch seine fundiert konzipierte und erfolgreich durchgeführte Praxis.

» PROJEKTBE SCHREIBUNG «

Der »DeutschSommer« bietet Frankfurter Drittklässlern mit gezieltem Förderbedarf in der deutschen Sprache eine intensive Förderung vor dem Übergang in die für die weitere Schullaufbahn wegweisende vierte Klasse. In den ersten drei Wochen der Sommerferien erhalten Frankfurter Grundschüler in drei Jugendherbergen rund um Frankfurt täglich je zwei Stunden Deutsch- und Theaterunterricht. Die Kinder werden in kleinen Schülergruppen vormittags von einem Tandem aus einer Lehrkraft für Deutsch als Zweitsprache (DaZ) und einem Theaterpädagogen unterrichtet. Nachmittags betreuen Sozialpädagogen die Kinder mit einem anregenden Freizeitprogramm. Der Schwerpunkt der Spracharbeit liegt auf der Arbeit mit Artikeln, Präpositionen, Satzbau, Flexion und Wortschatz. Das sprachintensive Angebot wie kreatives Schreiben, Sprech- und Sprachspiele oder auch Ruhe- und Leseecken vermittelt den Kindern einen bewussten Umgang mit Sprache und fördert die Lesekompetenz. Die Übungen werden theaterpädagogisch vertieft und gefestigt.

* Der »Endspurt« ist eine Vertiefung und Auffrischung des im »DeutschSommer« Gelernten in der dritten Woche der Weihnachtsferien. (Anmerkung der Redaktion)

DER »DEUTSCHSOMMER« IST EIN GESCHENK FÜR UNSERE KINDER

Ein Gespräch mit Anne Wehr, Pestalozzischule, und Irene Burckhardt, Linnéschule

Die Fragen stellte Markus Matheisl

Frau Wehr, Sie sind Rektorin der Pestalozzischule, einer Grundschule im Stadtteil Riederwald. Vielleicht sagen Sie uns erst einmal: Was ist für Sie der »DeutschSommer«?

ANNE WEHR — Der »DeutschSommer« ist ein Geschenk für unsere Kinder. Als ich davon zum ersten Mal gehört habe, war ich sofort Feuer und Flamme, weil ich dachte, das ist genau das Richtige, das trifft den Nerv unserer Arbeit. Ich war von Beginn an davon überzeugt, dass das bestimmten Kindern sehr guttun wird. Und da sind wir auch schon beim »Geheimnis« des »DeutschSommers«: Das liegt nämlich in der Auswahl. Jeder ist anders, und wenn man jedem gerecht werden will, dann muss auch klar sein, dass jeder etwas anderes braucht. Je individueller man vorgeht, desto wirkungsvoller ist das. Diese Erkenntnis ist in vielen Bereichen schon viel selbstverständlicher, aber im Schulsystem so nicht zu leisten.

Frau Burckhardt, Sie sind Lehrerin an der Linnéschule und Teilnehmerin der Lehrerfortbildung »3 x Deutsch«. Ist die Lehrerfortbildung auch ein Geschenk für die Lehrer?

IRENE BURCKHARDT — Ja, auf jeden Fall: Uns Lehrer interessiert natürlich ganz genau, was im »DeutschSommer« eigentlich gemacht wird, dass die Kinder so verändert wiederkommen. Ich war sehr daran interessiert zu erfahren, ob und wie ich diese Ideen in meinem Unterricht umsetzen kann: Und man bekommt dort wirklich immer wieder neue Anregungen.

Was ist denn das Erste, das Ihnen an einem »DeutschSommer«-Kind auffällt, wenn es zurückkommt in die Schule?

»Wenn der »DeutschSommer« ein Erfolg wird, dann deshalb, weil bei den Kindern ganz viel Energie frei wird, die vorher gebunden war.«

BURCKHARDT — Mir ist aufgefallen, dass Kinder zum Beispiel wesentlich motivierter sind, plötzlich die Hausaufgaben machen und insgesamt wie ausgewechselt scheinen. Im »DeutschSommer« konnten sie Ressourcen entdecken, die sie vorher noch nie in sich gespürt haben, und sie freuen sich über ihre vielen Talente. Das stärkt das Selbstbewusstsein der Kinder ganz unglaublich, und das verändert sie auch.

WEHR — Da stimme ich Ihnen zu, aber ich denke, die Veränderung basiert auf einem noch grundlegenderen Aspekt: Sprache ist etwas sehr Basales. Unsere »Problemkinder« sind die, die spüren, dass sie Defizite haben. Wenn der »DeutschSommer« ein Erfolg wird, dann deshalb, weil bei den Kindern ganz viel Energie frei wird, die vorher gebunden war, um diese Defizite zu vertuschen: beispielsweise mit Vermeidungsstrategien, mit der Kultivierung von Szenesprache, mit Kaspern, Aggressivität oder dem Zeigen von Unsicherheiten.

Jedes Kind wählt eine andere dieser Strategien, aber jede kostet Energie. Und wenn das Grundproblem bei der Sprachbeherrschung endlich gelöst ist, dann wird Kraft frei für alles andere.

Welche Kinder profitieren denn am meisten?

WEHR — Die Kinder mit Potenzial – die sind auch die unglücklichsten mit ihrem defizitären Zustand. Bei diesen Kindern wird am meisten Energie frei für eine positive, anlagegemäße, persönliche Entwicklung, und solche Kinder kommen in eine wahre »Spirale nach oben«. Einige Beispiele, die ich erlebt habe: Ein aufgeweckter Junge spielte nicht mehr ständig den Clown, musste nicht mehr Energie darauf verwenden, seine sprachlichen Defizite zu verstecken, hatte mehr Zeit, aufmerksam zu sein, störte viel weniger, bekam positives Feedback, das spornte ihn an ... Spirale nach oben! Ein stilles Mädchen sprach mehr, sprach lauter, wurde gehört, fing an zu diskutieren, wurde beliebter und selbstbewusster ... Spirale nach oben! Oder ein motorisch begabter Junge: Er war jetzt auch außerhalb der Sportanlagen sicher. Vorher schrieb er ganz undeutlich, um zu vertuschen, dass er Unsicherheiten bei der Lautidentifikation und den Wortgrenzen hatte. Nach dem »DeutschSommer« schrieb er klarer, wurde zunehmend rechtschreibsicherer, bekam Freude daran, sich angemessen auszudrücken, bekam positive Rückmeldungen ... Spirale nach oben! Und so gilt für alle, die am »DeutschSommer« teilnehmen, dass sie sich positiv verändern – mit nachhaltiger Wirkung: Sobald das Defizit weg ist, steht die Tür zu mehr Bildung plötzlich weit offen.

Was hat Sie persönlich am »DeutschSommer« besonders beeindruckt?

BURCKHARDT — Mich hat vor allem das Theaterspielen fasziniert: Diese Art von handlungsorientiertem Lernen versuche ich bewusst häufiger einzusetzen.

WEHR — Das stimmt, solche handelnden Elemente sind wichtig, weil sie die Sprache nicht auf das abstrakte Lernen reduzieren. Für mich ist das Besondere: Im Alltag soll ein einzelner Lehrer allen Kindern gleichzeitig gerecht werden. Wenn dagegen im »DeutschSommer« Theaterpädagogen, Freizeitpädagogen und Deutschlehrer zusammenkommen, dann können ganz verschiedene Zugänge zu diesen ausgewählten Kindern erschlossen



Irene Burckhardt und Anne Wehr auf dem Schulhof der Pestalozzischule.

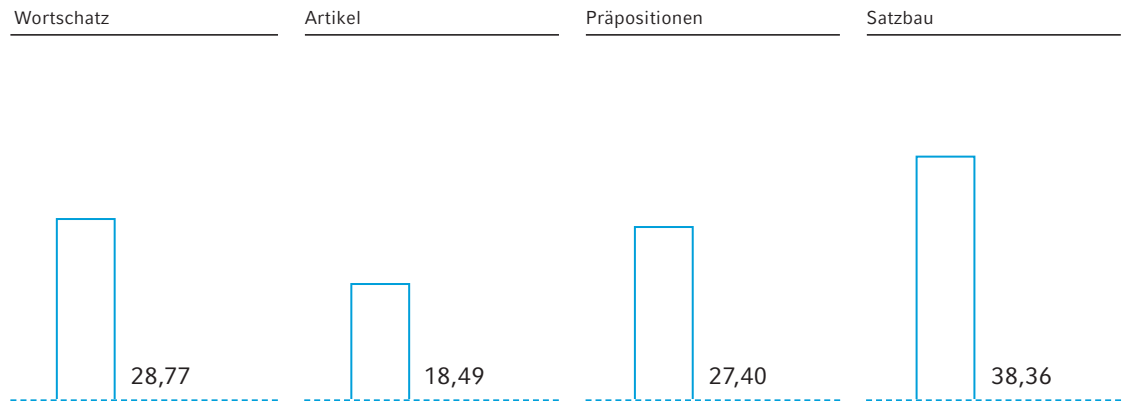
werden. Alle sind Experten auf ihrem Gebiet, sie bringen noch mal eine ganz eigene Arbeitsqualität mit und wissen, wie sie auf die Herausforderungen durch die jeweils speziellen und individuellen sprachlichen Defizite zielgenau eingehen können.

Und was, denken Sie, ist das Wichtigste, das die Kinder vom »DeutschSommer« mitnehmen?

BURCKHARDT — Die Kinder merken: Wir sitzen alle im gleichen Boot. Sie müssen nicht miteinander in einen Konkurrenzkampf fallen, und sie müssen keine Hemmungen haben.

WEHR — Genau: Die Kinder müssen sich nicht verstecken, sie müssen sich nicht schämen.

PROZENTUALER ZUWACHS VON SCHÜLERN MIT UNTERRICHTSFÄHIGEN DEUTSCHKENNTNISSEN IN DEN GETESTETEN KATEGORIEN



Mit dem Sprachtest »Der kleine Sprachausflug« wird der Kompetenzgewinn der am »DeutschSommer« teilnehmenden Schüler erfasst. Die Grafik zeigt den prozentualen Anteil der Kinder, die nach dem »DeutschSommer« in die Leistungsgruppe mit unterrichtsfähigen Deutschkenntnissen in den getesteten Kategorien aufgestiegen sind.



2010 wurde der Frankfurter »DeutschSommer« als »Ausgewählter Ort im Land der Ideen« ausgezeichnet. Damit ist das Sprachförderprojekt Preisträger im bundesweiten Wettbewerb »365 Orte im Land der Ideen«, der von der Standortinitiative »Deutschland – Land der Ideen« und der Deutschen Bank unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten realisiert wird.



Die PHINEO gAG – Plattform für soziale Investoren empfiehlt die Projekte der Stiftung Polytechnische Gesellschaft: »In der PHINEO-Analyse schneiden die Projekte »DeutschSommer« und »Diesterweg-Stipendium« überdurchschnittlich erfolgreich ab. Beide Ansätze sind zielgerichtete und wirksame Sprachlern- und Bildungsprogramme, die über die beteiligten Kinder hi-

naus deren Familien erfolgreich einbinden.« Die Wirkung der Projekte wird in den Bereichen Ziele und Zielgruppen, Konzept und Ansatz sowie Qualitätsentwicklung als »herausragend« bewertet.

JUNGES ENGAGEMENT IM STADTTEIL

Mit ihren Lehrkonzerten hat Astghik Beglaryan Mozart nach Hausen gebracht – und Kinder in die Alte Oper

Markus Matheisl im Gespräch mit Astghik Beglaryan und Christoph Hornbach

Astghik, Sie haben im Rahmen Ihres »StadtteilBotschafter«-Stipendiums Lehrkonzerte in Ihrer ehemaligen Grundschule in Frankfurt-Hausen und später in der Alten Oper veranstaltet, um Kindern und Jugendlichen die klassische Musik näherzubringen. Wie kamen Sie auf diese Idee?

ASTGHIK BEGLARYAN — Nun, das hängt ganz stark damit zusammen, dass ich in dieser Welt aufgewachsen bin: Für mich war klassische Musik schon immer ein Teil meines Lebens. In meinem weiteren Umfeld war das aber außergewöhnlich: Was machst du denn? – Ich spiele Klavier. – Was

spielst du denn? – Klassische Musik. – Ja, ist das denn nicht langweilig?, das habe ich oft so gehört. Mir ist dadurch klar geworden, dass es für die meisten Kinder und Jugendlichen eben nicht zur Normalität gehört, mal ein klassisches Konzert in der Alten Oper zu besuchen – das fand ich nicht in Ordnung, und ich habe mir gedacht, da muss man doch etwas tun.

Wie sind Sie dann zu den StadtteilBotschaftern gekommen?

BEGLARYAN — Ganz zufällig: Mein Vater hatte irgend-

wann die Broschüre in der Hand und fragte, ob das denn nichts für mich sei? Die Idee zu meinem Projekt war im Kern ja schon da gewesen, nur das Werkzeug hatte mir gefehlt, um sie auch umzusetzen, und das bot mir die Stiftung mit dem Programm nun an. Dass es dann aber wirklich so weit ging – von einem kleinen Lehrkonzert in meiner Grundschule in Hausen bis in die Alte Oper –, das war vorher überhaupt nicht abzusehen.

Und was für ein Werkzeug war es, das das »StadtteilBotschafter«-Programm Ihnen vermittelt hat?

BEGLARYAN — Was mir ganz stark gefehlt hatte, das waren Antworten auf die Frage »Wie setze ich an?«. Mir war wichtig, ein Lehrkonzert zu gestalten, das die Kinder motiviert und begeistert. Im Vorhinein die Form des Ganzen zu erkennen, das war aber gar nicht einfach, das war eher verschwommen, organisatorisch, administrativ, rechtliche Trägerschaften, Versicherungen, um Gottes Willen ...



Da kamen so viele Dinge zusammen! Ich brauchte also eine Professionalisierung, und die habe ich durch das Programm, durch Coaching, Beratung und nicht zuletzt durch die finanzielle Unterstützung, gewonnen.

Herr Hornbach, Sie sind Leiter der Musikschule Frankfurt und waren Partner bei Astghik's Projekt. Wie haben Sie beide denn zueinander gefunden? Stand Astghik auf einmal bei Ihnen in der Tür und sagte: »Ich brauche Ihre Unterstützung!«?

CHRISTOPH HORNBACH — Ja, genau so war das, und als ich von ihrer Idee erfahren hatte, da ist mir als Musikpädagogen natürlich das Herz aufgegangen. Wenn junge Leute bereit sind, ein solches Musikprojekt auf die Beine zu stellen und damit auch solch eine Leistung zu erbringen, da kann ich doch nur sagen: Wie können wir ihnen dabei helfen? Vom pädagogischen Standpunkt aus kommt uns das »StadtteilBotschafter«-Programm deshalb sehr entgegen, denn es unterstützt eigene Leistungsbereitschaft.

Welche Bedeutung hatte für Sie, Astghik, die Unterstützung durch Herrn Hornbach und die Musikschule?

BEGLARYAN — Beide, Herr Hornbach und die Musikschule, waren sehr wichtig: Sie haben mir geholfen mit der Organisation, mit der Öffentlichkeitsarbeit, mit Flyern und Plakaten, auch die hiesigen Lehrer haben mich unglaublich unterstützt. Das Gleiche gilt natürlich auch für die Stiftung: Wann immer ich Hilfen gebraucht habe, war sie für mich da.

Und wie war die Zusammenarbeit der Stadtteil-Botschafter untereinander, haben Sie sich auch gegenseitig ge-coacht?

BEGLARYAN — Ja sicher, jeder hat von jedem etwas mitgenommen: Wir waren bei den Veranstaltungen der anderen dabei, wir haben uns ausgetauscht über unsere Erfahrungen bei den Seminaren, bei den Stammtischtreffen, bei größeren Veranstaltungen, und wir haben eine Menge voneinander gelernt. Und nicht zuletzt haben wir Kontakte geknüpft: Man kennt jetzt die Stärken der anderen und weiß, wer einem wie helfen kann.

Wenn Sie zurückblicken, Astghik, was haben Sie von der Arbeit an Ihrem Projekt mitgenommen?

BEGLARYAN — Oh je, wie viel Zeit haben wir ...?



Astghik Beglaryan und der Leiter der Musikschule Frankfurt, Christoph Hornbach.

Unglaublich viel: künstlerisch – als Pianistin, Moderatorin, Schauspielerin auf der Bühne; zwischenmenschlich – durch die Zusammenarbeit mit allen Beteiligten; nicht zuletzt beruflich: Während dieser Zeit haben sich sehr viele neue Perspektiven für mich eröffnet, ich habe meine Liebe zu vielen Dingen entdeckt, und ich kann die nächsten Jahre nutzen zu sehen, was mir am meisten liegt.

Und Sie, Herr Hornbach, was haben Sie aus der Zusammenarbeit mit Astghik mitgenommen?

HORNBACH — Was uns immer wieder überrascht hat, war, wie zielorientiert junge Leute arbeiten können. Wenn Astghik angeklopft hat, wussten wir, es geht um etwas Bestimmtes, und man konnte sehr straff Fragestellungen und Lösungen angehen. Die Bereitschaft der Musikschule wurde durch die Erfahrungen mit ihr bestätigt und belohnt. Wir können sagen: Wenn wieder jemand mit solch einem Projekt auf uns zukommt, dann stehen unsere Türen weit offen. Im Übrigen bekommen wir ja auch aus den allgemeinbildenden Schulen nur positive Rückmeldungen: Diese Form der Lehrkonzerte, wo Kinder auch mal mitsingen und mitmachen können, die wirken subversiv und nachhaltig. Wir hören, dass die Kinder auch eine Woche danach noch auf dem Schulhof singen und darüber reden, und die Schulleiter sagen uns: Die Stimmung hat sich verbessert, irgendwas ist da passiert, was über den Schulalltag hinausgeht.

» EVALUATION «

Dr. Pascal Goeke, Institut für Humangeographie, Goethe-Universität Frankfurt am Main: Strukturqualitäten und ihre Wirkungen. Die StadtteilBotschafter in der Welt der Freiwilligenarbeit

Spätestens seitdem die Bedeutung der Freiwilligenarbeit für die allgemeine Wohlfahrt von Gesellschaften erkannt und beschrieben wurde, erklingt regelmäßig die Forderung nach mehr Freiwilligenarbeit. Diese nur zu unterstützende Forderung gewinnt durch die Trendbehauptung, dass das Ausmaß der Freiwilligenarbeit in jüngerer Zeit tendenziell abnehme, ihre eigene Dramatik. Dabei ist diese Behauptung ebenso unsicher wie das wahre Ausmaß der geleisteten Freiwilligenarbeit. Es überrascht daher nicht, dass der sogenannten Erosionsthese des Sozialkapitals auch widersprochen und argumentiert wird, dass sich vor allem die Formen der Freiwilligenarbeit verändern und die Erosionsthese mit ihrem engen Blick auf Mitgliederzahlen in Vereinen, Verbänden und Parteien den Wandel nicht erfassen könne. Obwohl sich beide Streitparteien in ihrem Wunsch nach mehr Freiwilligenarbeit einig sind, wird im Streit vergessen, wie eine quantitative und qualitative Steigerung möglich ist.

Wird die Steigerungsfrage dennoch gestellt, so bleiben die Antworten entweder aus oder werden wohlfeil. Mehr Anerkennung und mehr Unterstützung werden eingeklagt, doch wäre dies allein die Lösung, so muss man sich wundern, weshalb das Problem noch besteht. Die Antwort, das zeigen die »StadtteilBotschafter«, ist vielschichtiger und beginnt mit einer differenzierteren Frage: Wie können (junge) Menschen zur Freiwilligenarbeit animiert werden, wenn der gesellschaftliche Rahmen dies erschwert, aber die uns vermutlich evolutionär vererbte Bereitschaft zur unentgeltlichen Kooperation weiterhin besteht? Kurz: Wie müssen die Strukturen der Freiwilligenarbeit heute aussehen, damit Einzelne sich sinnvoll einbringen wollen und können?

Im Stellen der Frage, dem Finden einer kreativen Antwort und schließlich in der tatkräftigen Umsetzung der Antwort liegt die herausragende Leistung des Projekts »StadtteilBotschafter« der Stiftung Polytechnische Gesellschaft. Die Stiftung nimmt die grundsätzliche Bereitschaft zum Engagement auf und schafft einen Möglichkeitsraum, damit sich diese Bereitschaft entfalten kann. In Form von Stipendien und einer Projektförderung begleitet die Stiftung junge Menschen zwischen 17 und 27 Jahren mit einer gemeinnützigen Idee über jeweils 18 Monate hinweg.

Dass es seitdem gelungen ist, in verschiedenen Dimensionen zu wirken, liegt in der Struktur der »StadtteilBotschafter« begründet, die am besten als Projekt-Netzwerk zu bezeichnen ist. Projekt stellt auf die Begrenztheit der Einzelprojekte ab (ungeachtet der Tatsache, dass viele Projekte nach der Förderzeit weitergehen), und Netzwerk

bezeichnet die Struktur, in die die Botschafter eingelassen sind. Die Begrenzung sorgt für einen überschaubaren Horizont, innerhalb dessen die Projekte sinnvoll durchgeführt werden können. Das Netzwerk stellt sicher, dass die Botschafter sich nicht in eine starre Hierarchie einfügen müssen, sondern durchweg als der für ihr Projekt wichtigste Knoten gelten und zugleich mit ihren Herausforderungen nicht alleingelassen werden. Als Projektverantwortliche können sie auf eine vielfältige Unterstützung der Stiftung – hier insbesondere der professionellen Projektleitung – bauen. Im Netzwerk können sie sich immer auch anderer Knoten bedienen und alternative Routen einschlagen.

Diese Strukturqualität regt erstens junge Menschen dazu an, sich gemeinnützige Projekte auszudenken und selbstständig durchzuführen. Dadurch wurden in den vergangenen Jahren zum Beispiel Kunstbücher durch den Stadtteil geschickt, Kinderfreizeiten angeboten und Generationen miteinander ins Gespräch gebracht. Weil die Projekte in Partnerschaft mit einem Träger (zum Beispiel einer Schule oder einem Sportclub) durchgeführt werden, sorgen die »StadtteilBotschafter« zweitens für eine Vernetzung unterschiedlicher Organisationen und für den Austausch von guten Ideen. Weil die Projekte drittens einen starken Bezug zu einem Stadtteil aufweisen sollen, bewahren sie trotz ihrer zum Teil herausragenden Qualität die Bodenhaftung und bewirken sehr konkrete Veränderungen. Durch diese enge Bindung wirken sowohl Botschafter als auch die Projekte vorbildhaft. Die punktgenau zu verwendenden Projektgelder ermöglichen viertens die Umsetzung von kreativen Ideen, die sonst eventuell am beschränkten Budget eines Vereins gescheitert wären. Mit relativ kleinem Mitteleinsatz werden in den Einzelprojekten große Effekte erzielt. Der Stipendiencharakter sorgt fünftens dafür, dass die Botschafterinnen und Botschafter über die konkreten Projekte hinaus für Tätigkeiten im Bereich der Freiwilligenarbeit ausgebildet werden. Der Nutzen der Seminare beschränkt sich damit keineswegs auf das 18-monatige Projekt. Es ist hervorzuheben, dass sich die StadtteilBotschafter in der Regel durch die Förderung und mit ihrem Projekt persönlich umfassend weiterentwickeln und überdies zu erwarten ist, dass sie sich auch in Zukunft überdurchschnittlich stark der Freiwilligenarbeit widmen.

Die Liste mag abstrakt und technisch klingen, aber sie fasst zusammen, was die »StadtteilBotschafter« mit ihrer Struktur bewirken. In genau diesem Sinn sollte die Strukturqualität des Projekts verstanden und zum Vorbild für moderne Formen der Freiwilligenarbeit genommen werden.

— Zusammenfassung der Evaluationsstudie

MITEINANDER LEBEN – NICHT AUSEINANDER

Serkan Rahman bringt Generationen ins Gespräch

Reportage von Markus Matheisl

Frankfurt-Bronx – wer bei diesem Begriff an den Stadtteil Griesheim denkt, der liegt falsch: Viel hat sich in Frankfurts ehemaligem Problemviertel in den letzten Jahren getan. Das ist dem Quartiersmanagement im »Frankfurter Programm – Aktive Nachbarschaft« zu danken, aber auch Einzelinitiativen wie jener von Serkan Rahman: Der beschließt 2007, etwas gegen die Sprachlosigkeit in seinem Stadtteil zu tun – und bringt seither Jung und Alt in den »GenerationenTalks« miteinander ins Gespräch.

Dass es Redebedarf gibt, bringt schon die Befragung der Bewohner im Quartier durch den Internationalen Bund zwei Jahre zuvor ans Licht: Vor allem die Senioren sehen sich isoliert im Stadtteil, haben wenig Anteil am gesellschaftlichen Leben und wünschen sich geradezu eine Form des Austauschs mit ihren Nachbarn, von denen eine große Zahl einen Migrationshintergrund hat. Gleichzeitig ist das Bild der Senioren von den jugendlichen Bewohnern des Viertels getrübt, sie fühlen sich unsicher, haben Angst vor ihnen, trauen sich abends nicht mehr auf die Straße. »Wenn uns ältere Menschen entgegenkamen, dann schauten sie auf den Boden oder taten so, als seien wir gar nicht da – oder sie wechselten ganz die Straßenseite«, erinnert sich Serkan.

Regelmäßig ist er da schon im Nachbarschaftszentrum des Internationalen Bunds anzutreffen, wo er im Projekt »LernPoint« Grundschulern Nachhilfe gibt. Hier hört Serkan auch erstmals vom

Projekt »StadtteilBotschafter« und überlegt gemeinsam mit seinen Freunden, wie sie zu einem besseren Zusammenleben beitragen können. Das Anliegen, die zwischenmenschlichen Barrieren in Griesheim abzubauen, wird sich unter seinem Einfluss in der Folge freilich ganz anders entwickeln, als sich zu dieser Zeit erahnen lässt: Serkan ist nämlich der »Türöffner« zu den jungen Leuten im Stadtteil, und mit großem persönlichen Einsatz überzeugt er sie, sich für dieses Projekt zu engagieren.

Serkans Idee: Eine regelmäßige Talkrunde bringt junge und ältere Nachbarn miteinander ins Gespräch. Als er sein Konzept bei einer Infoveranstaltung der Nachbarschaft vorstellt, ist das Echo zunächst verhalten: Was denn die ganzen Ausländer überhaupt hier wollten, die seien doch nur laut und würden sich nicht an die hiesigen Gepflogenheiten halten. Serkans Antwort: »Haben Sie vielen Dank für diese Frage! Genau solche Menschen wie Sie möchte ich nämlich erreichen und davon überzeugen, dass dem eben nicht so ist.« Gleich beim ersten »GenerationenTalk« geht er die Vorurteile und Klischees frontal an, mit überraschendem Ausgang: Viele der älteren deutschen Bewohner in Griesheim mussten ihre angestammte Heimat nach dem Zweiten Weltkrieg verlassen, haben also genauso wie die Jugendlichen einen Migrationshintergrund. Plötzlich solche Parallelen zu entdecken bringt beiden Seiten neue und zutiefst emotionale Eindrücke, und am Ende der zwei Stunden sind einige der Nach-

Was können StadtteilBotschafter bewegen, und wie verändern sie sich selbst dabei?



Bringt die Generationen zusammen: Serkan Rahman in »seinem« Stadtteil Griesheim.



Serkan Rahman mit seiner Mentorin Pia Ettlting vor dem Nachbarschaftstreff des Internationalen Bunds, dem Ort der GenerationenTalks.

barn den Tränen nahe: »Ich bin Ihnen so dankbar, dass Sie mir nach so vielen Jahren endlich die Chance gegeben haben, mal die andere Seite kennenzulernen.«

»Es liegt mir sehr am Herzen, den Senioren zu zeigen, dass die Jugendlichen nicht so sind, wie sie es vom Hörensagen erwarten«, sagt Serkan. Dass es ihm nicht gelingen wird, die Vorurteile komplett abzubauen, das ist ihm klar. Wenigstens die Menschen in seinem Umfeld will er aber erreichen und sie zur Offenheit anderen gegenüber ermutigen. »Jeder ist Teil der Gesellschaft, und jeder trägt für das Zusammenleben Verantwortung. Wir müssen alle miteinander leben und nicht auseinander.«

War der Zuspruch der Nachbarn beim ersten Treffen noch zurückhaltend, kommen heute bei einer Talkrunde regelmäßig dreißig bis vierzig Teilnehmer zusammen. Jeder Abend wird von Serkan genau vorbereitet, die Themenvielfalt ist groß, und gerade die »leichteren« Stoffe wirken verbindlich – mein erster Kuss, meine größte Panne, mein schönstes Erlebnis. Sogar gemeinsame Ausflüge gab es schon: An den GenerationenTalk zum Thema »Islam« schlossen sich etwa die Besuche einer Moschee und einer Kirche an – für alle unvergessliche Erlebnisse.

»Serkan hat eben eine besondere Sensibilität für Themen und für Menschen«, sagt Pia Ettlting, die Quartiersmanagerin des Internationalen Bunds, der

»Jeder ist Teil der Gesellschaft, und jeder trägt für das Zusammenleben Verantwortung. Wir müssen alle miteinander leben und nicht auseinander.«

den rechtlichen Träger bei Serkans GenerationenTalks stellt. Seit Beginn des »StadtteilBotschafter«-Stipendiums 2007 begleitet sie das Projekt, und jedes Mal ist sie neu begeistert: wenn Generationen aufeinander zugehen, sich verständigen und sich neu wahrnehmen, wenn Ängste auf allen Seiten verschwinden und neue Projekte angestoßen werden. Nicht zuletzt hat sie Serkans persönliche Entwicklung während dieser Zeit beeindruckt, was sie auf die Ausgewogenheit des »StadtteilBotschafter«-Programms zurückführt: Hier sei der Mensch hinter dem Projekt genauso wichtig wie die Idee. Auch Serkan ist voll des Lobes: »Die Stiftung gibt damit jedem – egal welcher Herkunft – die Chance zu zeigen, was er kann. Und wir StadtteilBotschafter können über unsere Vorbildfunktion viel bewegen, wir geben den jungen Leuten das Gefühl: »Der kommt aus der gleichen Ecke wie ich, der hat den gleichen Hintergrund – wenn der es schafft, dann kann ich es auch schaffen.«

Es wäre übertrieben, die Wirkungen des Griesheimer GenerationenTalks revolutionär zu nennen, sie gründen auf viel Engagement und brauchen Zeit, um sich zu entfalten – aber sie sind nachhaltig. Und obwohl das Stipendium schon 2009 ausgefallen ist, gehen die Talkrunden munter weiter: Serkan hat in Griesheim etwas angestoßen, ein Licht entzündet. Momentan arbeitet er intensiv daran, diesen Funken weiterzugeben: »Mein nächstes Ziel ist es, das Projekt in andere Stadtteile zu tragen, vielleicht sogar bis in andere Städte.«

Gefragt nach seinen schönsten Erlebnissen mit den GenerationenTalks, muss Serkan lange überlegen: Es waren so viele ... Der Abend im letzten November hat ihn aber doch besonders gerührt – der war nämlich an seinem Geburtstag. Gedichte haben seine Nachbarn da vorgetragen, für ihn Kuchen gebacken, alle haben miteinander gesungen und ihn umarmt, und hautnah hat er in diesem Moment den Erfolg seines Projekts gespürt: »Mensch, wir sind wirklich zusammengewachsen. Wir sind wie eine Familie.«

» PROJEKTDESCREIBUNG «

Das Stipendienprogramm »StadtteilBotschafter« richtet sich an junge Menschen, die zwischen 17 und 27 Jahre alt sind und in ihrem Stadtteil eine eigene, gemeinnützige Idee, wie zum Beispiel einen Einkaufsservice für Senioren, einen Film über den Stadtteil oder Ferienspiele für Kinder, verwirklichen wollen. Eine Jury entscheidet über die Aufnahme der Ehrenamtsstipendiaten. Auswahlkriterien sind die Projektidee, das bisherige Engagement der Bewerber sowie das Persönlichkeitspotenzial. Erfolgreiche Bewerber werden für eine Dauer von 18 Monaten Stipendiaten der Stiftung Polytechnische Gesellschaft. Sie verpflichten sich, an den Seminaren und Veranstaltungen des Programms teilzunehmen und ihr Projekt im Stadtteil durchzuführen bzw. in der Stipendienlaufzeit zu starten. StadtteilBotschafter erhalten für die Umsetzung ihrer Idee sowohl finanzielle Unterstützung als auch mehrere Qualifizierungsseminare und die Möglichkeit zu Begegnungen mit verschiedenen Frankfurter Persönlichkeiten und werden während der Umsetzung ihrer Projekte individuell betreut.

KOOPERATION – HEBEL UND HALTUNG

Ein Beitrag von Dr. Volker Then, Centrum für soziale Investitionen
und Innovationen, Universität Heidelberg

Stiftungen stehen im Wettbewerb – nicht so sehr untereinander, wie es voreilig als Bild aus wirtschaftlichen Zusammenhängen erscheinen mag, sondern mit einer Vielzahl anderer Akteure um ihre Gemeinwohlbeiträge. Andere gemeinnützige Organisationen, Wirtschaftsunternehmen mit ihren Programmen zur Wahrnehmung gesellschaftlicher Verantwortung oder Spendenbeiträgen, öffentliche Hände und schließlich Bürgerinnen und Bürger selbst – sie alle leisten Gemeinwohlbeiträge und suchen dafür die Anerkennung ihrer Mitbürger, die Würdigung in den Medien und die Legitimität in der Wahrnehmung der Gesellschaft insgesamt. Es gibt viele soziale Investoren – Akteure, die zum Gemeinwohl beitragen wollen und denen dies in den Augen der Öffentlichkeit auch gelingt.

Ein amerikanisches Bonmot im Stiftungssektor spricht deshalb auch von jedem Wettbewerber als einem noch nicht gewonnenen Kooperationspartner. Das ist pointiert gewählt – denn gemessen am Gemeinwohl kann es nur Gemeinsamkeit geben, nicht Abgrenzung und Eigensinn. Diese Haltung verrät die Stiftung Polytechnische Gesellschaft in jeder einzelnen Veröffentlichung durch die Wahl der Sprache, ja der Projekttitel: Die Stiftung fördert »StadtteilBotschafter« oder eine »BürgerAkademie«, lässt ihre Stipendiaten »in ganzen Sätzen baden« oder organisiert »Diesterweg-Stipendien für Kinder und ihre Eltern« als Begleitung auf dem Weg der Bildung. Die Projekte beschreiben eine Sprache des Gemeinschaftlichen, des Brücken-

bauens, des Miteinander, des Kompetenzerwerbs für das Leben als mündiger Bürger. Die Stiftung steht damit in der Tradition der Aufklärung, selbst gewählt, weil von der stiftenden Polytechnischen Gesellschaft sorgfältig gepflegt und vererbt. Diese Tradition der Aufklärung meint das gemeinschaftliche Handeln der Bürgerinnen und Bürger in der Praxis (und kann deshalb auch problemlos eine »Samstagsschule für begabte Handwerker« anbieten), in der Gemeinschaft geteilter und gelebter Werte, aber immer in der Öffentlichkeit der Stadtgesellschaft, mit der Demokratie vor Augen.

Wenn während eines »DeutschSommers« die Sprachkompetenzen von Einwandererkindern entwickelt werden sollen, braucht es viele Begleiter. Das ist nicht nur der Haltung in der geteilten Verantwortung für das Gemeinwohl geschuldet, sondern einem Interesse an Wirkung. Vor dem strengen Auge der demokratischen Öffentlichkeit legitimiert sich das Stiftungshandeln am besten, das Mitstreiter findet und dem es gelingt, gute Formen der Kooperation zu finden – getragen von Respekt, Augenhöhe, Fairness und Transparenz. Solche Kooperation ist interessiert an der Hebelwirkung des Zusammenwirkens und weiß um die eigenen Grenzen, handelt aus Demut. Diese Demut erwächst aus dem Wissen um die eigenen Kompetenzgrenzen, um die eigenen begrenzten finanziellen Mittel, um die begrenzte Reichweite im Konzert öffentlicher Stimmen, schließlich um die legitimatorischen Grenzen des freiwilligen

»Vor dem strengen Auge der demokratischen Öffentlichkeit legitimiert sich das Stiftungshandeln am besten, das Mitstreiter findet.«

Handelns einer Stiftung gegenüber den gewählten Organen der Demokratie.

Die etwa dreißig Partner des »DeutschSommer« dokumentieren diese Demut und die aus ihr gewonnene Stärke der Hebelwirkung: Andere Stiftungen wie die Deutsche Bank Stiftung, die Heraeus Bildungsstiftung, die Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung oder die Peter Fuld Stiftung verbreitern die Finanzierungsbasis des Projekts, das Hessische Kultusministerium und die Staatlichen Schulämter der beteiligten Städte und Landkreise wirken mit, das Projekt beteiligt mehrere Ämter derselben Stadtverwaltung, es kooperiert mit Bildungsträgern wie Volkshochschulen, schließlich den Jugendherbergen, und erreicht damit mehr: Mehr Reichweite in der Stadt und inzwischen in Nachbarstädten Frankfurts, mehr Kooperation und entstehende Vertrauensbeziehungen zwischen öffentlichen und privaten Akteuren einerseits und innerhalb der öffentlichen Verwaltung mit ihren ausdifferenzierten Zuständigkeiten andererseits. Kooperation bedeutet also vor allem gesellschaftlichen Mehrwert: Mehrwert durch gebündelte Kompetenz und Lernprozesse, Mehrwert durch koordiniert verwendete Finanzmittel, Mehrwert durch tiefere regionale Kenntnis der Situation, Mehrwert durch die Chance der Verbreitung des Projekts sowie die Einbettung in Projektketten, Mehrwert durch die Legitimierung eines Projekts durch demokratisch gewählte Institutionen.

Diese Kooperationen können vorbereitet werden. Die gezielte Gestaltung eines Projekts in »Produktformaten« erleichtert die Mitwirkung gerade kleinerer Partner, die damit konkret darstellbare Verantwortung übernehmen können: für ein Stipendium, das im »DeutschSommer« ein Migrantenkind zu besserer Sprachkompetenz bringt oder beim Übergang zur weiterführenden Schule begleitet, für einen StadtteilDetektiv (Kinder erkunden ihren Stadtteil), StadtteilBotschafter (Jugendliche mit Gestaltungsideen für ihren Stadtteil) oder einen Teilnehmer an der »BürgerAkademie« (verdiente Ehrenamtliche). Diese Aufzählung verdeutlicht aber auch, wie die Idee einer das Engagement der Menschen fördernden Projektkette aussieht: Projekte entlang der Lebensphasen erlauben aufeinander folgende, ja aufbauende Vorgehensweisen. Kooperation heißt deshalb auch, Lernprozesse mit den Partnern zu durchlaufen und zu gestalten. Eigenes Planen und Handeln im Spiegel der Wahrnehmungen der Partner zu sehen eröffnet Lernchancen und bewahrt vor der Betriebsblindheit selbstverliebter Projektarbeit. Für Stiftungen, deren einziges Korrektiv genau diese Stimmen der konkreten Anderen und schließlich die demokratische Öffentlichkeit bilden, ist dies besonders wertvoll. Kooperation findet deshalb an der »Werkbank in der Stadtgesellschaft« statt – mit allen denjenigen, die ein Interesse an der Mitwirkung in der Zivilgesellschaft haben oder dafür gewonnen werden können.



DIE AUSBILDUNG HAT MICH GEFORMT

Wie die »Samstagsschule« die Ausbildung junger Spitzenhandwerker ergänzt

Reportage von Markus Matheisl

»Nein, das ist kein Fingerhut«, sagt Roland Thießen. »Fingerhüte haben Damenschneider – wir Herrenschneider haben Nähringe.« Er muss es wissen: Thießen ist einer von zwei verbliebenen Herrenschneidern in Frankfurt – und damit in einer der vielen Handwerkerbranchen tätig, die heute nur noch ein Nischendasein führen.

Nischendasein vielleicht, aber gegen die Einschätzung »ausstorbender Beruf« wehrt sich Christina Hachmer vehement. »Es wird immer einen Markt für maßgeschneiderte Herrenkleidung geben«, sagt sie. Die 24-Jährige hat ihre Ausbildung bei Thießen gemacht: Stolz zeigt sie ihr Handwerkszeug, Dickbauchpuppen, kiloschwere Bügeleisen und Stoffe mit Vikunjawolle, bei denen der laufende Meter mehr als 1 000 Euro kostet.

Dennoch, die Frage ist berechtigt: Wie kommt ein junger Mensch heute zum Handwerk, wie eine junge Frau zur Herrenschneiderei? Sie lacht, die Frage hat sie schon oft gehört. »Schon meine Eltern sind Handwerker – im weitesten Sinne.« Hachmers Vater ist Trompeter, ihre Mutter Pianistin. Auch sie selbst begann früh mit dem aktiven Musizieren: mit vier der erste Geigenunterricht, mit neun Trompete. Geschick, Disziplin, motorische Fähigkeiten, dazu wurde noch viel gebastelt zu Hause – ideale Voraussetzungen also für einen Handwerksberuf?

»Na ja, eigentlich habe ich mich ja immer sehr für Geschichte interessiert, in Münster habe ich sogar

eine Weile Kunstgeschichte und Ur- und Frühgeschichte studiert. Eine Zeit, die ich auf keinen Fall missen möchte! Aber ich habe nach einer Weile einfach gemerkt: Das ist dir zu theoretisch.« Die Alternative war schnell gefunden: Schon vor ihrem Studium hatte sie ein Praktikum bei einer Schneiderin gemacht und ihre Liebe zu Stoffen und Schnitten entdeckt. Einen Ausbildungsplatz zu finden war da schon schwerer: »Genau zwei gab es damals in Deutschland, einen in Wiesbaden und einen in Frankfurt. In Wiesbaden haben sie meine Bewerbung aber gleich abgelehnt: »Was wollen Sie denn bei uns mit *dem* gebrochenen Lebenslauf ...?« Also ging Hachmer nach Frankfurt – ein echter Glücksfall, wie sie sagt.

»Wie kommt ein junger Mensch zum Handwerk, wie eine junge Frau zur Herrenschneiderei?«

Und das nicht zuletzt wegen ihres Chefs, der sie immer wieder zu Höchstleistungen herausgefordert hat. In seinem Atelier entstand auch jenes Gesellenstück, das mühelos in den Wettbewerben der Regional- und Landesligen reüssierte und ihr den Weg bis ganz nach oben geebnet hat: Christina Hachmer ist nämlich »Bundessiegerin im Maßschneiderhandwerk – Schwerpunkt Herren«.

Thießen war es auch, der sie aufmerksam gemacht hat auf die »Samstagsschule«, das gemeinsame Projekt der Handwerkskammer Rhein-Main und



Auf den Leib geschneidert: Jedes Kleidungsstück, das den Laden verlässt, ist einzigartig.

der Stiftung Polytechnische Gesellschaft zur Förderung des Handwerkernachwuchses. Hier werden Fähigkeiten geschult, die nicht unmittelbarer Bestandteil der Ausbildung sind: kaufmännisches Denken beispielsweise, vom Materialeinkauf über die Bewertung der eigenen Arbeitsleistung bis zum Festlegen des Verkaufspreises. Das kommt im Lehrplan nur am Rande vor, ist aber für das Bestehen im Berufsleben ein wichtiger Baustein. Genauso das Vorstellen der eigenen Arbeit: »In der Ausbildung ist dieser Punkt rein auf das Präsentieren des Gesellenstücks angelegt. Wie man aber vor Kunden seine Arbeit präsentiert – und wie man sich dabei präsentiert –, das kommt überhaupt nicht zur Sprache.«

Apropos: Rhetorik stand natürlich auch auf dem Plan. Lebhaft steht Christina Hachmer zwar noch die Vorbereitung auf ihr mündliches Abitur vor Augen, aber die Techniken von Kommunikationstrainer Thomas de Greiff waren doch etwas anderes: »Zuhörer müssen angesprochen werden«, diesen wörtlich zu nehmenden Leitsatz wird sie

nicht mehr vergessen. Selbst wenn es ihr zunächst im Alltag schwerfiel, die neuen Konzepte umzusetzen, die sie in der »Samstagsschule« kennengelernt hat, so haben sie sich doch am Ende immer als erfolgreich herausgestellt. »Es war dabei übrigens sehr gut, dass wir uns immer gefilmt haben – von den ersten Übungen bis zur Endpräsentation: Man sieht dann erst, wie man auf andere wirkt – da hat mich die Ausbildung wirklich geformt.« Nicht nur bei sich, auch bei den anderen Teilnehmern hat sie während der Samstagsschulzeit eine Veränderung wahrgenommen – und nicht zuletzt eine äußere: »Alle haben erkannt: Wenn man dazugehören will, wenn man miteinander ins Gespräch kommen will, dann muss man auch bestimmte Konventionen einhalten: Von uns ist am Ende bei feierlichen Anlässen keiner mehr mit Kapuzenpulli, Jeans und Turnschuhen aufgetreten.«

»Von uns ist am Ende bei feierlichen Anlässen keiner mehr mit Kapuzenpulli, Jeans und Turnschuhen aufgetreten.«

Dass die »Samstagsschule« nur fünf Seminare hatte, findet Christina Hachmer schon schade – dass mehr Termine aber auch praktisch machbar sind, bezweifelt sie: »Wir machen alle ziemlich viel: Wir arbeiten voll, lernen an den Wochenenden für unsere Prüfungen, machen nebenher Weiterbildungen, einige von uns studieren noch abends, und dann noch die Wochenenden freizuhalten für die »Samstagsschule«, das war nicht immer einfach.« Neben den Seminarinhalten bleiben ihr von der »Samstagsschule« sicher die vielen Kontakte zu ihren Mitschülern und zu den Einrichtungen, die sie während der Zeit kennengelernt hat. Wie ihre persönliche Zukunft aussieht, weiß sie noch nicht so genau: »Die Selbstständigkeit ist natürlich eine Option, aber für so was braucht man ein gewisses Startkapital. Und meine Faszination für Geschichte ist auch noch da: Vielleicht verknüpfe ich ja beides und spezialisiere mich als Textilrestauratorin? Als wir jedenfalls mit der »Samstagsschule« in der Tapetenmanufaktur Hembus waren und ich gesehen habe, wie aus kleinen Originalresten mit ungeheurer Sorgfalt und Qualität ganze Tapeten-

bahnen entstehen und Geschichte wieder lebendig wird, da war ich total fasziniert.«

Solche Gedanken werden jetzt aber fürs Erste hintenangestellt, denn in zwei Wochen kommt mit dem Ausbilderschein der nächste Teil ihrer Meisterprüfung an die Reihe: Und wenn alles glatt läuft, wird sie Ende des Jahres ihren Meisterbrief in den Händen halten. Eines weiß sie aber jetzt schon – sie will auf jeden Fall hier bleiben: »In Frankfurt fühle ich mich unglaublich wohl.«

» PROJEKTDESCHEIBUNG «

Die »Samstagsschule für begabte Handwerker« bietet zehn Gesellen fünf ein- bis anderthalbtägige berufsbegleitende Seminare innerhalb eines Jahres. Ziel des Projekts ist es, begabte Handwerker durch ein Spitzen-training zu motivieren, sich gezielt auf den Weg zur Führungskraft im Handwerk zu machen. Professionelle Trainer schulen dazu Schlüsselqualifikationen wie Präsentation, zielgruppenorientierte Kommunikation und Rhetorik, und Fachleute aus Wissenschaft und Praxis erläutern moderne Trends und führen in strategische Planung, kooperative Führung und Innovation im Handwerk ein.

» STIMME «

Dr. Christof Riess, Hauptgeschäftsführer der Handwerkskammer Rhein-Main: Die »Samstagsschule« – ein Modell mit Zukunft. Wie ein Förderprojekt Bürgertradition und Nachwuchsförderung erfolgreich miteinander verbindet

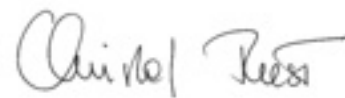
Die »Samstagsschule für begabte Handwerker – Spitzentrainingsprogramm für den Führungskräftenachwuchs« als ein Förderprogramm für die besten Handwerkerinnen und Handwerker ihres Jahrgangs in Frankfurt setzt neue Maßstäbe des Erfolgs. Ziel des Projekts ist es, das Potenzial an Führungsfähigkeit der Teilnehmer aufzugreifen und zu verstärken, damit sie sich auf den Weg zur Führungskraft im Handwerk machen. An fünf Samstagen erhalten jeweils zehn Gesellen ein umfangreiches Seminarangebot zu den Themen Rhetorik, Präsentation, Führen und Leiten, Trends in verschiedenen Berufen und Zukunft der Handwerksbetriebe.

Mit der Idee der »Samstagsschule« beziehen sich die Organisatoren bewusst auf die Geschichte der Polytechnischen Gesellschaft. Denn bereits ein Jahr nach ihrer Gründung im Jahr 1816 ergriff sie die Initiative zu einer »Sonntagsschule für Handwerker«. Schönschreiben, Rechtschreiben oder Rechnung und Geografie wurden gelehrt, davor mussten die Handwerksburschen noch die Messe besuchen. Natürlich sah das Curriculum damals anders aus als heute: Das Ziel ist aber das gleiche geblieben. Wir möchten junge, begabte Menschen fördern, damit sie das Beste aus ihren beruflichen Veranlagungen machen. Und einen Weg aufzeigen, wie sie ihre persönlichen Neigungen nutzen können, um sich als Bürger aktiv an der Gestaltung der demokratischen Gesellschaft zu

beteiligen. Damit ist die »Samstagsschule« nicht nur gelebte Tradition, sondern ein Modell für die Zukunft.

Während der Projekt-Präsentationen hat uns die exzellente Qualität der Arbeitsergebnisse immer wieder positiv überrascht. So zeigte etwa das kürzlich vorgestellte Küchenrundell mit Geräten und Abstellflächen, das zugeschnitten ist auf die Bedürfnisse von Singles in kleinen Wohnungen, wie leistungsfähig der Handwerker-Nachwuchs ist. Er sucht immer wieder nach modernen und innovativen Ideen für Produkte, die auf die Lebenswirklichkeit der Kunden ausgerichtet sind. Dabei bleibt auch das Design nicht auf der Strecke, das sich immer aufregend präsentiert.

Die mehr als 31 000 Handwerksbetriebe des Kammerbezirks mit ihren 134 000 Mitarbeitern machen einen Umsatz von 13 Milliarden Euro im Jahr. Mehr als 11 000 junge Leute absolvieren zurzeit in den Mitgliedsbetrieben eine Ausbildung. Wir freuen uns, dass wir im vergangenen Jahr 4 100 Azubi-Verträge neu schließen konnten und so jungen, engagierten Leuten eine berufliche Perspektive geben konnten. Doch die Förderung von kreativen Führungskräften endet nicht nach der Ausbildung. Die »Samstagsschule« ist ein Beispiel dafür, wie sehr sich die Handwerkskammer Rhein-Main gemeinsam mit der Stiftung Polytechnische Gesellschaft um die Zukunft der jungen Leute bemüht.



ICH BIN ES GEWOHNT, DASS MEIN WEG NICHT EINFACH IST

Wissenschaftliche Spitzenleistung, Ausdauer und Offenheit. Ein Gespräch mit Dr. Voahanginirina Randriamboavonjy und Karoline Beck-Krämer

Die Fragen stellte Markus Matheis!

Frau Dr. Randriamboavonjy, wir stehen hier in Ihrem Labor. An was forschen Sie gerade?

VOAHANGINIRINA RANDRIAMBOAVONJY — Ich untersuche die Funktion der Blutplättchen und deren Veränderung bei Diabetikern: also, weswegen Patienten mit Altersdiabetes ein erhöhtes Thromboserisiko haben. Seit zwei bis drei Jahren stehe ich aber nicht mehr die ganze Arbeitszeit im Labor, weil ich Doktoranden betreue, Biologen und Mediziner, und auch noch Studenten unterrichte. Ich arbeite schon immer Vollzeit, hatte auch nur zweieinhalb Monate Mutterschutz: Ich fange also morgens um halb neun an und arbeite bis etwa halb sechs. Früher war das anders, da hatte ich gar keine Arbeitszeit im eigentlichen Sinne, wenn ein Versuch im Labor lief, dann war ich auch um neun oder zehn Uhr abends noch da und habe Ergebnisse ausgewertet – und am nächsten Tag gleich in der Frühe weitergemacht.

Sie sind Stipendiatin im »MainCampus educator«-Programm, das sich an Wissenschaftler im Habilitationsverfahren richtet, die kleine Kinder haben. Hat das Programm Einfluss auf Ihre Karriereplanung gehabt?

RANDRIAMBOAVONJY — Oh ja, auf solche Seminare, wie sie die Stiftung angeboten hat, wäre ich nicht von alleine gekommen. Man konzentriert sich ja sonst nur auf seinen Alltag, auf die Forschung, auf das Publizieren, aber der Weg zu einer Professur braucht mehr: Wir hatten beispielsweise Seminare zur Vorbereitung auf Berufungsverfahren, zur Karriereentwicklung, zur Mitarbeiterführung, ein Training von Kommunikationsfähigkeiten, das war

für mich alles neu. Früher konnte man die Karriereleiter vielleicht ohne diese Zusatzqualifikationen erklimmen, heute ist das anders: Man braucht Fähigkeiten, die über die fachlichen Kompetenzen hinausgehen.

»Man konzentriert sich sonst nur auf seinen Alltag, auf die Forschung, auf das Publizieren, aber der Weg zu einer Professur braucht mehr.«

Was ist für Sie das Besondere am »MainCampus«-Programm?

RANDRIAMBOAVONJY — Die interdisziplinäre Vernetzung: Wir kommen alle aus verschiedenen Fachbereichen, und von Physikern, von Künstlern zu hören, wie sie bestimmte Sachen sehen, das ist immer wieder sehr interessant. Ich hatte auch die Möglichkeit, unser interdisziplinäres Kolloquium mit zu organisieren, davon haben wir alle sehr profitieren können: Dort wurden Themen behandelt, mit denen wir normalerweise nicht in Kontakt kommen, die unseren Horizont aber ungemein erweitern.

Frau Beck-Krämer, Sie sind Mitglied der Polytechnischen Gesellschaft und begleiteten Frau Dr. Randriamboavonjy während ihrer Zeit als Stipendiatin. Wie haben Sie beide zusammengefunden?

KAROLINE BECK-KRÄMER — Die Stiftung hatte mich

Was bringt das »MainCampus«-Stipendium jungen Wissenschaftlern?

Untersucht die Eigenschaften spezifischer Blutplättchen:
Dr. Voahanginirina Randriamboavonjy im Labor des Institute
for Vascular Signalling der Frankfurter Goethe-Universität.





Dr. Voahanginirina Randriamboavonjy mit Karoline Beck-Krämer, ihrer »Begleiterin« während der Zeit als »MainCampus«-Stipendiatin.

gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, eine Stipendiatin zu übernehmen – und ich habe das gerne bejaht. Es blieb dann aber ganz uns selbst überlassen, die ersten Schritte aufeinander zuzugehen: Das war also ein »Blind Date« ... Das erste Mal haben wir uns im Café des Liebieghauses getroffen: Wir sollten ja etwas miteinander tun, mussten aber erst einmal erkennen, was der andere überhaupt brauchte und wollte.

RANDRIAMBOAVONJY — Das ist richtig, aber es war auch sofort eine Sympathie zwischen uns, die Chemie hat gestimmt. Ich hatte sehr schnell vergessen, dass wir ja eigentlich so eine Art »Geschäftsbeziehung« haben sollten – Karoline war für mich von Beginn an eine Freundin, das ging ganz schnell.

Frau Beck-Krämer und Sie stehen jetzt seit Beginn Ihrer Zeit als »MainCampus«-Stipendiatin in engem Kontakt. Wie gestalten sich Austausch und Zusammenarbeit, und was hat sich dadurch für Sie verändert?

RANDRIAMBOAVONJY — Ich habe durch Karoline einen anderen Blick auf Frankfurt gewonnen und Dinge

kennengelernt, die über meine Arbeit im Labor hier hinausgehen und meinen Radius, meine Welt deutlich erweitert haben. Ich war beispielsweise mit ihr das erste Mal in der Oper!

BECK-KRÄMER — Das stimmt, wir waren auch im Museum, wir waren im Schauspiel, sehr interessant war der gemeinsame Besuch mit unseren Familien in der Madagaskar-Ausstellung im Palmengarten. Voahangy kommt ja aus einem Land, das ich vorher nur aus Büchern kannte, und es war sehr spannend, durch sie von ihrer Kultur zu erfahren.

»Ich hätte von solchen beruflichen Möglichkeiten nie ohne das »MainCampus«-Programm erfahren.«

RANDRIAMBOAVONJY — Und ich habe durch Karoline mehr über die deutsche Kultur erfahren. Der fachliche Austausch blieb dabei außen vor, wir zwei kommen ja aus ganz verschiedenen beruflichen Bereichen. Aber es war für mich sehr interessant, eine auf einer ganz anderen Ebene so erfolgreiche Frau kennenlernen zu können. Auch im Privaten hat Karoline immer ein offenes Ohr für mich, vom ersten Moment an, sodass ich heute wirklich sagen kann, ich habe eine gute Freundin in ihr gefunden.

Frau Dr. Randriamboavonjy, Sie sind eine Teilnehmerin der ersten Runde, im vergangenen Jahr ist Ihr Stipendium ausgelaufen. Wie sehen Sie rückblickend das Programm?

RANDRIAMBOAVONJY — Thematisch, denke ich, haben wir wirklich sehr viel mitbekommen, das Seminarangebot war unglaublich vielfältig. Dazu kamen dann noch die kulturellen Veranstaltungen der Stiftung, das war insgesamt also sehr ausgewogen. Mein Vorschlag wäre, dass die Teilnahme an den Seminaren rechtzeitig mit den Institutsleitern abgestimmt wird. Für die Zukunft erhoffe ich mir viel von dem Alumni-Netzwerk, das jetzt aufgebaut wird und über das wir die Verbindungen untereinander wie auch zur Stiftung mit ihren vielen Aktivitäten aufrechterhalten können.

Und wie sehen Ihre beruflichen Zukunftspläne aus?

RANDRIAMBOAVONJY — Als Nächstes strebe ich eine

Professorenstelle an: Meine Habilitationsschrift ist schon eingereicht, das Verfahren läuft, und wenn alles gut geht, wird es in den nächsten drei bis vier Monaten abgeschlossen sein. Zunächst bin ich dann Privatdozentin, ich möchte mich aber gleich auf ein Heisenberg-Stipendium bewerben – übrigens ein gutes Beispiel für den Erfolg der Stiftung: Ich hätte von solchen beruflichen Möglichkeiten nie ohne das »MainCampus«-Programm erfahren. Wie das später werden wird, ob sich daraus dann auch eine unbefristete Professur ergibt, ist natürlich noch nicht klar, aber mein nächster Schritt in dieser Richtung steht fest. Und ich weiß, ich werde das hinbekommen: Ich bin es gewohnt, dass mein Weg nicht einfach ist.

» PROJEKTBESCHREIBUNG «

Im »MainCampus-Stipendiatenwerk« fördert die Stiftung junge, herausragende Nachwuchswissenschaftler an der Goethe-Universität, der Fachhochschule Frankfurt, der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst sowie der Städelschule. Hoch qualifizierte Wissenschaftler sollen langfristig als Leistungsträger und als Botschafter für den Ausbildungs- und Wissenschaftsstandort Frankfurt am Main gewonnen werden. Die Stiftung bietet drei Stipendienprogramme an: »MainCampus academicus« für leistungsstarke Studierende im Master- bzw. Hauptstudium, »MainCampus doctus« für exzellente Doktoranden und »MainCampus educator« für junge Naturwissenschaftler in Erziehungsverantwortung, die gleichzeitig ihre wissenschaftliche Karriere verfolgen und den Verpflichtungen in der eigenen Familie gerecht werden müssen. Das Stipendiatenwerk ist interdisziplinär ausgerichtet, ein besonderer Schwerpunkt wird jedoch in den Naturwissenschaften gesetzt. Die Förderung umfasst das Stipendium zur wirtschaftlichen Absicherung und die MainCampus-Akademie.

» LEISTUNGEN «

Dr. Wolfgang Eimer, Bereichsleiter Wissenschaft und Technik, Stiftung Polytechnische Gesellschaft

Die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Stipendiaten im »MainCampus academicus«-Programm kommt darin zum Ausdruck, dass von den elf Studierenden der ersten Generation sieben ihr Studium mit der Gesamtnote 1,0 und damit mit Auszeichnung abgeschlossen haben. Die weiteren vier Stipendiaten haben eine Abschlussnote von deutlich besser als 2,0 erreicht. Alle Stipendiaten der Goethe-Universität werden ihre wissenschaftliche Ausbildung mit einer Promotion fortsetzen.

Gordon Pipa ist Theoretischer Neurowissenschaftler und hat am Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt gearbeitet. Im Verlauf seines »MainCampus educator«-Stipendiums erhielt er einen Ruf auf eine Professur in der Neuroinformatik am Institut für Kognitionswissenschaft der Universität Osnabrück.

Sechs Stipendiaten der ersten und zweiten Generation haben wissenschaftliche Preise erhalten. Besonders hervor-

zuheben ist die Auszeichnung von Jörg Dallmeyer für den besten und mit fünf Semestern Studienzzeit schnellsten Bachelorabschluss in der Informatik. Stephan Gufler aus dem »MainCampus academicus«-Programm erhielt den Michael Loulakis-Preis des Frankfurter Fördervereins für seine sehr gute Abschlussarbeit. Harald Kempf wurde mit dem Philipp Siedler-Wissenschaftspreis für seine hervorragende Studienarbeit ausgezeichnet. Manuela Nowotny, Stipendiatin im »MainCampus educator«-Programm, wurde im Jahr 2009 mit dem mit 25 000 Euro dotierten Adolf-Messer-Preis gewürdigt. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich damit, die Entstehung von Tinnitus im Innenohr zu verstehen, um dann gezielt Medikamente zur Therapie testen zu können. Sophie Himmelreich-Ziegler wurde gleich zweifach ausgezeichnet. 2009 und 2010 erreichte sie den 2. Preis für Nachwuchswissenschaftler, verliehen von der Arbeitsgemeinschaft der Institute für Bienenforschung e.V. Aus dem Ruth Moufang Fonds zur Karriereförderung von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen erhielt sie Fördermittel für ihre Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Neurobiologie von Honigbienen.

INTERDISZIPLINARITÄT ALS VORTEIL

Eine Stellungnahme von Denis Parganlija, Doktorand im Fach Theoretische Physik, Goethe-Universität Frankfurt

Auf die Stiftung Polytechnische Gesellschaft bin ich im Sommer 2008 aufmerksam geworden, nachdem die Ausschreibung für die erste Stipendengeneration bekannt geworden war. In meinen Bestrebungen, mehr über ihre Herkunft, Vorgaben und Tätigkeiten zu erfahren, habe ich für mich bis dahin unbekannte Einsichten in das Stiftungswesen in Deutschland und insbesondere in Frankfurt am Main erhalten. Die Stiftung Polytechnische Gesellschaft ist nach meiner Ansicht aufgrund des ausgeprägten Einsatzes für den Standort Frankfurt (»StadtteilBotschafter«, »Diesterweg-Stipendium« und nicht zuletzt das »MainCampus-Stipendiatenwerk«) in diesem Stiftungswesen von besonderer Bedeutung, und mit viel Freude und ebenso viel Stolz habe ich im Oktober 2008 ein Stipendienangebot der Stiftung Polytechnische Gesellschaft angenommen.

Der erste und wohl klarste Vorteil des Stipendiums bestand und besteht für mich darin, dass die Stipendiaten ihren Hintergrund in unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen besitzen; diese einzigartige Möglichkeit, die Meinungen und Erfahrungen aus vielfältigsten Tätigkeiten des menschlichen Geistes – von Erziehungswissenschaften bis zur Theoretischen Physik – miteinander teilen zu können, ist das wahre Polytechnische an der Stiftung und für mich von sehr großer Bedeutung. Neben der finanziellen Absicherung möchte ich vor allem diesen Anteil der ideellen Förderung durch die Stiftung, praktiziert in anregenden Seminarprogrammen im Rahmen der Main-Campus-Akademie oder mit spannenden Blicken hinter die Kulissen großer Unternehmen, hervorheben.



Denis Parganlija ist »MainCampus«-Stipendiat und promoviert seit 2008 in Theoretischer Physik.

Zusätzlich haben die Stipendiaten selbst ein Interdisziplinäres Kolloquium organisiert, das vielfältige Einblicke in verschiedene Forschungsgebiete ermöglicht. Diese Veranstaltung von Stipendiaten für Stipendiaten erachte ich als außerordentlich wichtig, da sie den Austausch der verschiedenen Kenntnisse innerhalb des Stipendiatenwerks fördert und somit das polytechnische Profil der Stipendiaten stärkt.

Das große Angebot in der ideellen Förderung lädt auch geradezu dazu ein, sich selbst zu engagieren. Daher habe ich zusammen mit meiner Kollegin Marlene Nahrgang im Juli 2009 eine Studienreise der »MainCampus«-Stipendiaten in mein Geburtsland Bosnien-Herzegowina organisiert, die uns eine vielschichtige Auseinandersetzung mit der Kultur, Geschichte, Vergangenheit und Gegenwart Bosnien-Herzegowinas ermöglicht hat. Wir haben dabei

viele Einblicke in die Facetten des Landes erhalten, vom universitären Wesen über die gegenwärtige politische Lage bis hin zu den wunderschönen Landschaften entlang der Eisenbahnstrecke, die von der Hauptstadt Sarajevo bis nach Mostar führt. Der Stiftung bin ich für die Unterstützung dieser Studienreise außerordentlich dankbar: Auf diese Weise haben die Stipendiaten ein Land kennengelernt, das zwar in Europa liegt, den Europäern aber eher unbekannt ist.

Für mich wird die Stipendiatenzeit bei der Stiftung Polytechnische Gesellschaft auch aus einem anderen Grund positiv in Erinnerung bleiben: In dieser Zeit wurde ich in der Bundesrepublik eingebürgert, wodurch mein ohnehin ausgeprägtes Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschland noch gestärkt – oder besser gesagt: formalisiert – wurde.

» STIMME «

Prof. Dr. Dirk H. Rischke, Professor am Institut für Theoretische Physik, Goethe-Universität Frankfurt: Zur wissenschaftlichen und persönlichen Entwicklung von Herrn Diplom-Physiker Denis Parganlija

Für meinen Doktoranden Denis Parganlija bietet das Stipendium der Stiftung Polytechnische Gesellschaft die einzigartige Möglichkeit, finanziell unabhängig zu sein und sich auf die Forschungsarbeiten im Rahmen seiner Doktorarbeit zu fokussieren. Dies klingt nicht nur gut, es hat auch einen messbaren Erfolg: Denis hat seit Abschluss seines Diplom-Studiums im Jahr 2007 bereits acht wissenschaftliche Publikationen geschrieben, darunter eine, die im international renommierten Journal Physical Review D veröffentlicht wurde. Derzeit sind zwei weitere in Vorbereitung. Er hat erfolgreich Kollaborationen mit Forschern in Odense, Dänemark, und Budapest, Ungarn, initiiert, mit denen er Fragen untersucht, die Teilaspekte seiner geplanten Dissertation darstellen. Nicht zuletzt hat er die Ergebnisse seiner Arbeiten auf zahlreichen internationalen Fachkonferenzen vorstellen können.

Im Rahmen eines Promotionsstudiums entscheidet sich, ob der Promovend letztlich eine wissenschaftliche Karriere einschlagen wird oder die Physik zugunsten einer Tätigkeit in der freien Wirtschaft verlässt. Es ist ungeschriebenes Gesetz, dass nur die Besten im akademischen Umfeld überleben können, denn Postdoktorandenstellen, die einem für zwei bis drei Jahre eine Beschäftigung garantieren, sind rar gesät. Man kann sich, zumindest als Theoretischer Physiker, darauf einstellen, dass man, wenn man erfolgreich eine dieser begehrten Positionen ergattert hat, etwa ein bis maximal zwei Jahre Zeit hat, in Ruhe zu forschen, aber dass man in diesem Zeitraum ausreichend viele – und vor allem erstklassige – Arbeiten publiziert haben muss, um sich für die nächste Stelle zu qualifizieren und sich in einem äußerst kompetitiven Umfeld an vorderer Stelle zu positionieren. Diese Abfolge wiederholt sich maximal drei- bis viermal. Wenn man danach kein permanentes Stellenangebot, etwa an einer Hochschule oder einem For-

schungslabor, bekommt, muss man seinen Traum von einer akademischen Karriere endgültig begraben.

Die unsicheren Aussichten auf eine permanente Stelle in Forschung und Lehre schrecken viele frisch promovierte Studenten ab. Mit Sicherheit aber nicht Denis Parganlija. Durch seine Publikationen und Konferenzteilnahmen ist er schon jetzt als Doktorand in der Fachgemeinschaft bekannt. Er liebt den wissenschaftlichen Diskurs und kann seinen Ansichten auch im Angesicht erfahrener Wissenschaftler Ausdruck verleihen. Ich bin sicher, dass er mit seinem Plan, eine akademische Karriere zu verfolgen, Erfolg haben wird. Nicht zuletzt ist dies der Förderung durch die Stiftung zu verdanken, die ihm die nötige Starthilfe gegeben hat.

Auch in seiner persönlichen Entwicklung hat das »MainCampus«-Stipendium Denis Chancen eröffnet. Unsere Universität darf nur Stipendiaten als Tutor beschäftigen, die kein Stipendium über die Universität erhalten. Als von der Stiftung geförderter Stipendiat fällt Denis in diese Kategorie. Er hat diese Chance genutzt und sich als Tutor am Institut für Theoretische Physik bei der Organisation der Brückenkurse für Studienanfänger in den Semesterferien erhebliche Verdienste erworben. Diese Kurse sind, sicherlich auch dank Denis' aufgeschlossenem Umgang mit den Kommilitonen, äußerst beliebt und durchaus förderlich für die Studierenden.

Zum Abschluss möchte ich erwähnen, dass das von der Stiftung für ihre Stipendiaten geschaffene Umfeld ebenfalls entscheidend zu Denis' persönlicher Entwicklung beigetragen hat. So hat er eine Stipendiatenreise nach Bosnien-Herzegowina, seinem Heimatland, organisiert und die mitreisenden Stipendiaten vor Ort geführt. Ich bin sicher, dass dies nicht nur für die anderen Teilnehmer, sondern auch für ihn ein unvergessliches und prägendes Erlebnis war.



NEW YORK
IRVING DUBOIS ROMANFABRIK 25.6.09, 18h
JOHANNESBURG
IVAN VLADISLAVIC MUSEUM DER WELTKULTUREN 25.6.09, 18h
BARCELONA
TERESA SOLANA KARMELETERKLOSTER 25.6.09, 20h
BOMBAY
KIRAN NAGARKAR LITERATURBIENNALE 26.6.09, 18h
ISTANBUL
SERENEM BUCUZZEL VILLA METZLER 26.6.09, 20h
PARIS
JEAN ROLIN MAISON-FORUM 27.6.09, 20h

6 STÄDTE, 6 AUTOREN, 4 TAGE
WWW.METROPOLITAN-FFM.DE

Comics made in Germany -
An einer Grenze des Denkens

Wilhelm Busch zum 100. Todestag

PREISEMEL 2010:
Klang
Raum
Wien

MARTINUS
ARTES

LITAN
4.6.-27.6.2009

Jüdisches
MUSLIM
Frankfurt

FRANKFURTS
DEMOKRATISCHE
MODERNE
UND LEOPOLD
SONNEMANN

EUROPAISCHE
PERSPEKTIVEN AUF
DEN KORAN

100 JAHRE
FREIS
DEUTSCH-
HOCHSCHULE
WIM
LIEBIG

FREIHEIT IST
NUR IN DEM
REICH DER
TRÄUME

VON DER FREIHEIT DES GEISTES
IM ZEICHEN GOETHE'S
KONFERENZ AM 22. NOVEMBER 2009
10-18 UHR, THEATER 1000

REVOLUTION
UND TRADITION
VON DER FREIHEIT DES GEISTES
IM ZEICHEN GOETHE'S
KONFERENZ AM 22. NOVEMBER 2009
10-18 UHR, THEATER 1000

477 FORTYSEVEN... On the way to the alps I saw sand...

MENSCHBILD
Videoinstallation

Karier Sommer - Image Wirkung

Historisches Museum
Frankfurt am Main
1. Mai bis 31. August 2009

VORBEREITUNG AUF BRÜNDIG
ZUR FREIHEIT - FRANKFURTER
BÜRGERSTIFTUNGEN
SYMPOSIUM 20./21. NOVEMBER

FAMILIENFÜHRUNGEN
GOETHE-WERKSTÄTTEN
FÜR KINDER

FRANKFURTER
GOETHE-HAUS
WEST-DEUTSCHES HOCHSCHULE

9
10

**DON
KARLOS
INFANT**

SCHILLER

theater-allypant.de 069/430 547 34



Kulturelle Vielfalt vor Ort ermöglichen: Förderprojekte der Stiftung Polytechnische Gesellschaft.



FORTSCHRITT FÖRDERN, BEWÄHRTES BEWAHREN

Was die Förderung Dritter bewirkt – zwei Beispiele

DIE MUSEOLOGISCHE ERNEUERUNG DER HISTORISCHEN VILLA METZLER DES MUSEUMS FÜR ANGEWANDTE KUNST FRANKFURT

Eine der ganz wenigen Mainufervillen, die beim Untergang des alten Frankfurt verschont blieb, ist das ehemalige Landhaus Salzwedel/Villa Metzler am Schaumainkai. Bauherr war der Apotheker Peter Salzwedel, der um 1804 die suburbane Villa an die Mainfront seines berühmten botanischen Gartens stellte. Georg Friedrich Metzler erwarb 1851 das Haus und ergänzte es im Stil der Zeit. Das Haus steht wie kein zweites für den Beginn der Öffnung der Stadt zur Natur nach 1800 und ist von Anfang an bis heute Beleg für das ästhetische Interesse und das Engagement für die Wissenschaften aus dem Bürgertum der Stadt heraus.

Das dreigeschossige Landhaus in der ersten kubischen Fassung ohne Mansarddach stellte das Modul dar für den Neubau des Museums für Kunsthandwerk 1984/85 durch Richard Meier. Trotzdem war das Haus mit dem Organismus des neuen Museums nur schlecht über einen Laufgang verbunden, es war deshalb, ohne eigenen Eingang, funktional nicht wirklich Teil des Museums.

2003 gab es erste Überlegungen zur Neustrukturierung des Baus, die 2006 in die Entscheidung des Kunstgewerbevereins mündeten, die Trägerchaft für die Baumaßnahme zu übernehmen. Die Gemeinnützige Gesellschaft Historische Villa mit dem Kunstgewerbeverein in Frankfurt am Main e. V. als Alleingesellschafter wurde 2007

gegründet, und 2008 wurde die Baumaßnahme mit der Wiedereröffnung als Historische Villa Metzler innerhalb des Museums für Angewandte Kunst abgeschlossen.

Das Haus hat dabei eine echte In-Wert-Setzung und Revitalisierung erlebt. Vom Keller bis zum Dach wurde alles auf die Bedürfnisse beider Nutzer ausgerichtet, des Museums und der Gemeinnützigen Gesellschaft Historische Villa. Trotz dieser anspruchsvollen Doppelnutzung wurde das Kulturdenkmal behutsam und schonend in seiner historischen Substanz herausgearbeitet und präsentiert.

Das erhöhte Erdgeschoss ist wieder über den ursprünglichen Eingang im Osten zugänglich. Der Gartensaal mit Terrasse nach Süden und das Foyer, die Bibliothek und die beiden Clubräume sind für bürgerschaftliche Aktivitäten offen. Hier finden Veranstaltungen in der Tradition der Salons statt, und der Kunstgewerbeverein und die Partner des Museums entwickeln hier ihre hilfreichen Aktivitäten. Die Räume werden auch für Veranstaltungen vermietet.

In den beiden Obergeschossen wird ein breites Spektrum europäischer Raumkunst von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt, wobei die einzelnen Epochen durch passende Tapeten und erstklassiges Mobiliar aus den Beständen des Museums als Assemblagen den Zeitgeschmack gehobener Wohnkultur vorführen. Dabei verdankt sich die Qualität der Möbel- und

»Das Kulturdenkmal wurde behutsam und schonend in seiner historischen Substanz herausgearbeitet.«



Das »Englische Kabinett« (Biedermeier) in der Historischen Villa Metzler.

Raumkunst des 18. und 19. Jahrhunderts gerade in Frankfurt den hohen Anforderungen der Zünfte, nach deren Auflösung mit der polytechnischen Erziehung eine neue Basis für geänderte Anforderungen entwickelt wurde. Das Gehäuse der Villa ist somit funktional wie emotional mit den Inhalten und Ansätzen des Museums für Angewandte Kunst und des Kunstgewerbevereins verknüpft.

Die Stiftung Polytechnische Gesellschaft hat im Sinne der Erhaltung des kulturellen Erbes mit ihrer Förderung den Fortbestand des Kulturdenkmals ermöglicht und durch die Neubelebung und thematische Intensivierung die Historische Villa zukunftsfähig gemacht im Interesse der Bürgerstadt Frankfurt. — *Dr. Christoph Mohr, Landeskonservator i. R.*

KINDER IM GARTEN: NATURWISSENSCHAFT FÜR KITA-KINDER

In der Gärtnerei des Palmengartens setzen vier- und fünfjährige Kinder behutsam kleine Bambuspflänzchen in Blumentöpfe. Drei Tage lang haben sie sich intensiv mit dem Thema Bambus beschäftigt und diese Pflanze aus unterschiedlichen Perspektiven kennengelernt: als Riesenbambus während einer »Forscherreise« in das Tropenhaus, als Protagonist asiatischer Märchen, beim Kochen mit Bambussprossen, beim Basteln und Bemalen von Bambusrollbildern und während einer Bambustee-Zeremonie. Die Pflanzaktion – jedes Kind darf seine Pflanze als Erinnerung mit nach

Hause nehmen – ist das Highlight des »Bambus-Programms«, das seit Herbst 2009 im Palmengarten für städtische Kindertagesstätten angeboten wird.

Das Bambus-Programm ist ein Angebot im Rahmen des Projekts »Kinder im Garten«. Ziel ist es, im Palmengarten einen Bildungsort speziell für Kinder im Elementarbereich (Kindergartenalter) zu schaffen. Bei den Angeboten geht es in erster Linie darum, das Interesse der Kinder für Naturphänomene zu wecken. Durch vielseitige Aktivitäten und unterschiedliche inhaltliche Zugänge soll den individuellen Vorlieben und Erfahrungen der Kinder Rechnung getragen werden. Sie sollen gemeinsam mit ihren Erzieherinnen Spannendes an Pflanzen entdecken und auf spielerische Weise grundlegende naturwissenschaftliche Erfahrungen machen. Jährlich circa 5 000 Frankfurter Kinder könnten künftig mit den Bildungsangeboten erreicht werden.

Das Projekt wird von der Abteilung für Didaktik der Biowissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt begleitend evaluiert. Erste Untersuchungsergebnisse zum »Bambus-Programm« zeigen, dass es gelingt, das Interesse der Kinder für botanische Themen zu wecken. Besonders förderlich für die Interessenentwicklung sind Angebote, bei denen die Kinder selbst aktiv werden dürfen (beispielsweise die Bearbeitung von »Forscheraufträgen« oder das gemeinsame Kochen, das den Kindern besonders großen Spaß macht). Außerdem werden den Kindern innerhalb der drei Tage vielfach Erfolgserlebnisse ermöglicht. Die daraus resultierenden positiven Emotionen wie Stolz oder Spaß wirken sich fördernd auf die Bereitschaft der Kinder aus, sich mit den Themen intensiv und ausdauernd zu beschäftigen. Das Interesse und die Wertschätzung, die die Kinder für Pflanzen entwickeln, zeigen sich auch darin, dass sie im Palmengarten »Schätze aus der Natur« sammeln, um sie anschließend ihren Eltern zu zeigen, und dass sie ihre Bambuspflänzchen sorgfältig und gewissenhaft pflegen und ihnen sogar Namen geben.

Das Programm ist geeignet, selbst heterogene Kindergruppen (mit unterschiedlichem Sprach- und Wissensstand) passend anzusprechen und auch



Auf »Forscherreise« im Tropenhaus des Palmengartens: Kindergartenkinder untersuchen den Riesenbambus.

Kinder aus sozial verdichteten Problemlagen zu erreichen. Eine zentrale Rolle spielen hierbei das Erleben mit allen Sinnen und die besondere Anschaulichkeit durch den direkten Umgang mit den Pflanzen.

Aufgrund der Unterstützung der Stiftung Polytechnische Gesellschaft kann mit dem Projekt »Kinder im Garten« eine frühzeitige und interdisziplinäre naturwissenschaftliche Förderung von Kindergartenkindern in Frankfurt ermöglicht werden. — *Dr. Annette Scheerso, Biologin*

» DIE FÖRDERUNG DRITTER «

Die Stiftung ist sowohl operativ als auch fördernd tätig. Sie entwickelt und verwirklicht eigene Projekte, fördert aber auch innerhalb ihrer satzungsgemäßen thematischen Schwerpunkte hervorragende Projekte Dritter, die einen hohen Nutzen für die Allgemeinheit versprechen, jedoch ohne die Förderung durch die Stiftung nicht realisiert werden können. Auf diese Weise kann sie wertvolle Projekte mit auf den Weg bringen. Die Stiftung entscheidet über eingehende Förderanträge an drei festen Terminen im Jahr. Im Unterschied zu den operativen Projekten der Stiftung liegt die Verantwortung für die Durchführung der Förderprojekte beim jeweiligen Projektpartner. Aufgabe der Stiftung ist eine sorgfältige Auswahl der Förderprojekte sowie das Prüfen der vereinbarungsgemäßen Durchführung und Mittelverwendung.

PERSONENVERZEICHNIS

KAROLINE BECK-KRÄMER

ist Leitende Magistratekdirektorin a. D., Geschäftsführerin der Pestalozzi-Stiftung, Mitglied der Polytechnischen Gesellschaft und Beiratsmitglied im Bundesverband Deutscher Stiftungen.

ASTGHİK BEGLARYAN

war StadtteilBotschafterin für den Stadtteil Hausen und hat im Rahmen ihres Projekts »Hausen musiziert für Frankfurt. Junge Musiker pro Klassik« ein Lehrkonzert in der Alten Oper präsentiert.

DR. EVELYN BROCKHOFF

ist Leitende Direktorin des Instituts für Stadtgeschichte Frankfurt am Main und Mitglied des Kuratoriums der Polytechnischen Gesellschaft.

IRENE BURCKHARDT

ist Grundschullehrerin an der Linnéschule in Frankfurt am Main und hat im Rahmen des Projekts »DeutschSommer« an der Lehrerfortbildung »3 x Deutsch« teilgenommen.

DR. WOLFGANG EIMER

ist Bereichsleiter Wissenschaft und Technik in der Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main.

PIA ETTLING

ist Quartiersmanagerin des Internationalen Bundes, einem der großen Anbieter der Jugend-, Sozial- und Bildungsarbeit in Deutschland.

JÜRGEN W. FRITZ

war StadtteilHistoriker. In seinem Projekt widmete er sich dem Thema »100 Jahre Eingemeindung – Ginnheimer Leben um 1910«.

DR. PASCAL GOEKE

arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Humangeographie an der Goethe-Universität Frankfurt. Er evaluierte das Projekt »StadtteilBotschafter«.

LILLO GÜNZLER

hat als StadtteilHistorikerin gemeinsam mit ihrer Koautorin Agnes Rummeleit die Autobiografie »Endlich reden« veröffentlicht.

CHRISTINA HACHMER

ist Gesellin im Schneiderhandwerk mit Schwerpunkt Herrenschneiderei und Teilnehmerin am Projekt »Samstagsschule für begabte Handwerker«.

CHRISTOPH HORNBAACH

ist Direktor der Musikschule Frankfurt e. V.

PROF. DR. GERALD HÜTHER

ist Leiter der Zentralstelle für Neurobiologische Präventionsforschung der Psychiatrischen Klinik der Universität Göttingen und des Instituts für Public Health der Universität Mannheim/Heidelberg. Er ist wissenschaftlicher Begleiter des Projekts »Willkommenstage in der frühen Elternzeit«.

DR. ROLAND KAEHLBRANDT

ist Vorstandsvorsitzender der Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main und zuständig für Inhalte, Projekte und Kommunikation.

CLAUDIA KÖHLER

ist Diplom-Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am europäischen forum für migrationsstudien an der Universität Bamberg. Sie evaluierte das »Diesterweg-Stipendium«.

JOHANN-PETER KROMMER

ist Mitglied des Vorstands der Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main und zuständig für Finanzen, Organisation und Personal.

**PROF. DR. MARIANNE
LEUZINGER-BOHLEBER**

ist Stellvertretende geschäftsführende Direktorin des Sigmund-Freud-Instituts, Forschungsinstitut für Psychoanalyse und ihre Anwendungen. Sie evaluierte das Projekt »Willkommenstage in der frühen Elternzeit«.

MARKUS MATHEISL

ist freier Autor in Frankfurt am Main.

DR. CHRISTOPH MOHR

ist Landeskonservator i. R. im Landesamt für Denkmalpflege Hessen.

DENIS PARGANLIJA

ist Promotionsstudent am Institut für Theoretische Physik an der Goethe-Universität Frankfurt und »MainCampus«-Stipendiat.

SERKAN RAHMAN

war StadtteilBotschafter für Griesheim und hat dort »GenerationenTalks« für Alt und Jung ins Leben gerufen.

**DR. VOAHANGINIRINA
RANDRIAMBOAVONJY**

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Vascular Research Center Frankfurt und »MainCampus«-Stipendiatin.

UTA RASCHE

ist Redakteurin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und in der politischen Redaktion unter anderem zuständig für das Thema Familienpolitik.

DR. CHRISTOF RIESS

ist Hauptgeschäftsführer der Handwerkskammer Rhein-Main und Mitglied der Polytechnischen Gesellschaft.

PROF. DR. DIRK H. RISCHKE

ist am Institut für Theoretische Physik an der Goethe-Universität Frankfurt tätig.

PROF. DR. HEIDI RÖSCH

ist Dekanin an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe und Leiterin des Master-Studiengangs »Interkulturelle Bildung, Migration und Mehrsprachigkeit«.

AGNES RUMMELEIT

ist Koautorin der Publikation »Endlich reden« von Lilo Günzler.

DR. ANNETTE SCHEERSOI

ist Vertretungsprofessorin am Institut für Biologie und ihre Didaktik an der Universität zu Köln.

**PROF. DR. GEORG VON
SCHNURBEIN**

ist Assistenzprofessor für Stiftungsmanagement und Leiter des Centre for Philanthropy Studies (CEPS) der Universität Basel.

DR. VOLKER THEN

ist Geschäftsführender Direktor des Centrums für soziale Investitionen und Innovationen der Universität Heidelberg.

ANNE WEHR

leitet die Pestalozzischule in Frankfurt am Main.

MELANIE WEIMER

ist Diplom-Pädagogin und Projektleiterin der »Willkommensstage in der frühen Elternzeit«

IMPRESSUM

VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT

Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main
Der Vorstand

Untermainanlage 5
D-60329 Frankfurt am Main
Telefon 069-78 98 89-0
Telefax 069-78 98 89-900
www.sptg.de

DESIGN

Schramm Kommunikationsdesign
Sebastian Schramm, Franziska Knab,
Markus Matheisl (Projektmanagement)

LEKTORAT

Michael Köhler

DRUCK

Friedrich Bischoff Druckerei GmbH, Frankfurt am Main

BILDBEARBEITUNG

Felix Scheu photo retouch

BILDNACHWEIS

Dominik Buschardt (S. 33, 34), Uwe Dettmar (S. 60, 62), Kurt Fischer (S. 21), Institut für Stadtgeschichte (S. 22), Stefan Krutsch (S. 29, 30), Thomas Mayer (Umschlag), Palmengarten – Projekt »Kinder im Garten« (S. 63), Sebastian Schramm (14, 16, 17, 18, 24, 36, 38/39, 40, 43, 44, 48, 50, 53, 54, 56, 58, 59)

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit schließt die männliche Form die weibliche Form im vorliegenden Text mit ein.

© 2011 Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main



Stiftung
**Polytechnische
Gesellschaft**
Frankfurt am Main

Untermainanlage 5
D-60329 Frankfurt am Main
Telefon 069 - 78 98 89-0
www.sptg.de